



KULTURHÄUSER

Demokratie feiern

Sommer (23/3)

moderneREGIONAL

VORWORT

Friede den Palästen, solange sie für alle offen stehen. Dabei ist die Gattung der sog. Bürgerhäuser eine aussterbende. Daher dreht sich das mR-Sommerheft 2023 um die Kultur- und Veranstaltungshäuser des 20. Jahrhunderts, dies- und jenseits des Eisernen Vorhangs (Redaktion: D. Bartetzko).

INHALT

- 4 LEITARTIKEL: Kultur als Vermächtnis**
Till Schauen über seine Tante, eine ganz bestimmte Stadthalle – und darüber, wieso beide stellvertretend für eine ganze Epoche stehen.
- 9 FACHBEITRAG: Avantgarde, volkstümlich**
Zwischen Totaltheater und Total-sanierung: Daniel Bartetzko über die denkmalgeschützte Stadthalle Hattersheim.
- 14 FACHBEITRAG: Die Akropolis von Rüdersdorf**
Danuta Schmidt über eine neo-neo-klassizistische Zeitkapsel – das Kulturhaus Rüdersdorf.
- 19 FACHBEITRAG: Eine Vergangenheit, eine Zukunft?**
Polina Gundarina über die Geschichte russischer Kulturhäuser und ihrer DDR-Pendants nach 1990/91.
- 24 CONTRIBUTION: One past, one future?**
Polina Gundarina, english version
- 28 PORTRÄT: Feste Feiern in Freiburgs Festhalle**
Maximilian Kraemer über die gesperrte Stadthalle Freiburg.
- 32 FOTOSTRECKE: Die Topmodels unter den Kulturhäusern**
Wir zeigen unsere liebsten Stadthallen – in einer natürlich völlig objektiven Auswahl!
- 35 INTERVIEW: „Denkmalwürdig, aber nicht denkmalgeschützt“**
Inga Soll, Heiko Sasse und Matthias Kraemer im Gespräch über die Sanierung der 1964 eröffneten Stadthalle Göttingen.
- 40 BEST OF 90s: Kulturzentrum in Puchheim**
Eine Dachhaut, die das lichte Innenleben durchschimmern lässt – diese Idee hatte es dem Gemeinderat angetan.
- 44 IMPRESSUM**

LEITARTIKEL: Kultur als Vermächtnis

von Till Schauen

Kürzlich ist meine Tante Cordula gestorben, was mich stärker berührt als vermutet. Cordula war mir entfernt, räumlich ebenso wie in ihrem Leben und ihrem Blick auf die Welt. Sie war das, was Ignoranten eine "Höhere Tochter" nennen: von exquisiter Allgemeinbildung, von präziser Ausdrucksweise, höflich, kunstsinnig, betucht und sozial engagiert. Als Schüler wurde ich manchmal zu ihr nach Braunschweig abgeschoben, was ich hasste, weil ich dann mit ihr Kultur machen und mich insgesamt benehmen musste. Sie hat mir später von ihren Reisen stichelnde Postkarten geschickt, über die ich mich pflichtschuldig ärgerte. Denn erstens: Postkarten! Stoffeliger gings nicht? Und dann waren durchgängig Stadthallen und Kongressbauten abgebildet, also genau die Häuser, die ich furchtbar biedermeierisch fand. Tante Cordulas Postkarten aus seltsamen Ecken der Altrepublik sind ihr Vermächtnis an mich, und ein vielschichtiges, wie mir aufgeht.



Braunschweig Stadthalle (Bild: Jan Lubitz CC-BY-SA-4.0)

Nachrichten aus einer vergangenen Republik

Diese Ignoranz ist endemisch geworden, sie beherrscht Etatdiskussionen in Stadtratssitzungen, sie durchdringt Konzepte von „Urbanität“. Cordulas Botschaften stecken voll altertümlicher Werte: Gemeinsamkeit, Feierlichkeit, Bürgerlichkeit. Es sind Nachrichten aus einer vergangenen Republik. Wenn ich vorsichtig in meinen Erinnerungen grabe, kann ich sie entschlüsseln. In den goldenen Zeiten der Alt-BRD (die Sechziger bis Achtziger) fanden Wohlstand und Optimismus in großer Innigkeit zusammen. Kommunen pflegten satte Haushalte, die Bürgerschaft hatte Geld, geordnete Freizeit und kulturelles Interesse, und diese Triebkräfte kombinierten sich zu einer Blüte der Stadthallen. Man war modern und wollte das auch zeigen, weshalb. Tante Cordulas Ansichtskarten verweisen vor allem darauf, wie ein solch zentraler Bau ursprünglich gedacht war: Würde und Festlichkeit innen wie außen, jeder Besuch ein Anlass. Deshalb waren Stadthallen oft in ein gehobenes Ambiente eingebunden, Parks und kunstreiche Vorplätze gehörten dazu. Und erstmals galten Parkplätze als Errungenschaft.



*Kleve, Stadthalle und Schwanenburg
(Bild: historische Postkarte)*



Braunschweig, Stadthalle (Bild: historische Postkarte)

Ein Lebensentwurf für eine ganze Generation steht dahinter, eine vergessene Ära der Republik, nichts weniger. Denn was sind Stadthallen heute? Klobige Innenstadt-Bauten von schwierigem Geschmack, eskalierenden Unterhaltskosten und gerne mit einer Asbest-Problematik behaftet. Sie blockieren wertvolle Grundstücke, und die Hauptfrage ist oft: Wie kriegen wir das Ding an einen Investor losgeschlagen oder am besten ganz weg? Wir plattformgestützten Internetbewohner verlieren rapide an Dimensionen. Zukunft? Lieber nicht hingucken. Vergangenheit? Überflüssig. Andere Standpunkte? Nerven nur. So wie Cordulas bizarre Postkarten damals mich genervt haben ... Ulkigerweise sind sie jetzt zu Ankern geworden. Sie ziehen ein dünnes Seil an einen obskuren Punkt auf dem Zeitstrahl, als man sich mangels Whatsapp per Bundespost mitteilte, durch ein sorgfältig ausgewähltes Stückchen Karton mit Vierfarb-Glanzdruck und handschriftlichem Gruß. Das Bild zeigte stets ein sehens- und erinnerenswertes Objekt. Jedoch – die Kongresshalle Böblingen, ein bedeutender Ort? Die Stadthallen Kleve und Osnabrück, eine Reise wert? Tante Cordula war dieser Ansicht, ihre A6-Kärtchen sagten: Erblicke, mein Bub, die Paläste der Feierlichkeit, des feinsinnigen Genusses und gemeinsamen Erlebens. Ich verstand nichts.



Bremen, Stadthalle um 1965 (Bild: historische Postkarte)

Das Gemeinschaftserlebnis der arbeitenden Masse

Natürlich sind Bürger- und Stadthallen keine westdeutsche Erfindung. Parallel bildete die DDR eine Blüte der Kulturpaläste aus, die vielleicht mit anderen Begriffen besetzt war, aber in ihren Grundlagen verblüffend ähnlich. Das allerdings drang erst in meine Westlerblase, als der Palast der Republik unbedingt weg musste. Bürgerhäuser sind Produkt des Bürgertums, gesamtdeutsch also im 19. Jahrhundert verwurzelt, auch wenn im Sozialismus vordergründig das Gemeinschaftserlebnis der arbeitenden Masse zelebriert wurde. Die Ära des Mondflug-Projekts verbreitete eine Hinwendung zur Zukunft, ein "Ihr werdet es noch viel besser haben", das sich ohne Verlustängste einlösen ließ. So erhielten die Tempel gehobener, wahrlich guter Bürgerlichkeit große Glasfassaden. Alles war offen, innen lebte man dieselben Werte wie außen. Man präsentierte sich, schritt gemessen einher und freute sich auf ein wenig geistig-seelische Veredelung. Ein Besuch in der Stadthalle verlangte gehobene Garderobe, gutes Benehmen, Höflichkeit. Daran kann ich mich erinnern. Tante Cordula, zeitlebens Braunschweigerin, war ein begeisterter Fan der Stadthalle, die ihr besser gefiel als das pompöse

Staatstheater. Sie war Anhängerin der Moderne, fällt mir auf: Ich wurde mitgenommen zu Messiaens „Turangalila“, die ich langweilig fand. „Sacre de printemps“ fuhr mir in die Glieder – und weckte eine lebenslange Leidenschaft für die Musik von Can und Motörhead. Den „Zigeunerbaron“ (konzertant) hat sie mir glaube ich als Abhärtung verabreicht.

Cordula wusste die Architekten des Braunschweiger Hauses zu nennen (Heido Stumpf und Peter Voigtländer), erzählte gern von der feierlichen Einweihung (1965) und konnte mir ein gestalterisches Konzept erläutern, wo ich nur Waschbeton und harte Kanten sah. Ich erinnere mich an gemeinsames Schreiten durch die Dämmerung auf das große Haus zu, dessen Fensterflächen und Eingangsbereich freundlich-warm leuchteten, gemeinsam mit anderen, ebenso festlich hergerichteten Personen. Ich fühlte mich verkleidet, bei Cordula wars umgekehrt, sie schwamm durch die Gesellschaft in verhaltener Freude, grüßte hier, wechselte ein paar Worte dort, stellte mich vor. „Stätte der Begegnung“ nannte sie ihre Stadthalle, und das hatte nichts von Altenheim, sie lebte das genau so. Wir reichten unsere Mäntel in der Garderobenhalle ein und stiegen hinauf ins Foyer, wo man eine Erfrischung einnahm – Cola für mich, Sektchen für Cordula – ah die Frau Direktor, heute ohne Gatte? Auf Geschäftsreise, bestellen Sie Grüße und schönen Abend, ein Lächeln an die Person hinterm Tresen, wir erstiegen ein weiteres Treppenhaus zur Empore, Karten zeigen, ah ... der Moment des Eintretens war ein großer, selbst für mich damals, die Akustik verhalten-erfreuten Gesprächs, die Holztafeln, die geheimnisvoll gestaffelte Decke, das festliche Licht ...



Gernsheim, Stadthalle (Bild: Daniel Bartetzko)

Von innen nach außen gedacht

Was war die Entstehungsgeschichte der Stadthalle? Braunschweig war verwüstet vom Bombenkrieg, danach der bewusste, folgerichtige Entschluss: "Sie haben uns abgeräumt, jetzt nutzen wir die Freiheit und machen alles neu". Andere Städte machten es ähnlich, was wir heute – wo wir Historie gern mit Nostalgie verwechseln – sträflich finden. Das Sechseck-Leitmotiv, mein Lieber, erwächst aus der Funktion der Säle. Optimale Akustik, sehr gute Sicht, maximale Variabilität, all das leistet das Sechseck. Das Haus ist von innen nach außen gedacht, die Technik topmodern, mit Dolmetscher- und Pressekabinen (für Kongresse), ein Bedarfs-Postamt, sogar ein Landeplatz für Hubschrauber auf dem Parkdeck ist vorhanden – falls der Herr Ministerpräsident vorbeischauen möchte – und dazu kommt nicht zuletzt das Restaurant, versorgt von topmoderner Küchentechnik. In der Stadthalle speist man zu besonderen Anlässen, Familienfeiern oder Geburtstagen. Oh, die Türen schließen sich, es wird dunkel, ein Atemzug und – das Fagott ...

All das trug ein Verfallsdatum. Nicht das Fagott, Strawinsky wird noch gespielt, aber die einstigen Paläste sind heute vor allem Etatfresser. Waschbeton hat man überhaupt nicht mehr, der altert auch schlecht in der Stadtluft. Parks haben Funktion und Gestalt geändert, weshalb die ursprüngliche Komposition als Ensemble – Natur- und Kunstgenuss gemeinsam – heute eher als Kollision rüberkommt. Das öffentliche Hinaufschreiten über mächtige Außentreppen, einst ein Teil der Choreographie ins Allerheiligste (Stadthallen Osnabrück und Bremerhaven als Beispiel), ist heute verdächtig. Die Bürgerhaus- und Stadthallen-Hochkultur währte nur eine Generation; Tante Cordulas zelebrierter Anlass ist zum Event geschwunden. Die letzten Häuser dieser Machart, wie die Stadthalle Gernsheim, wurden in den frühen Neunzigern auf den Weg gebracht, leugnen ihre bürgerliche Herkunft und folgen dem Ideal postmoderner Verspieltheit. Danach dauerte es nicht lang, bis die Phrase „in Zeiten knapper Kassen“ ihren Amoklauf durch Feuilletons und Kulturradios begann. Geld war irgendwie keins mehr da, die große Umverteilung von unten nach oben hatte eingesetzt. Banken mussten gerettet werden. Die Stadthalle Braunschweig wurde, wie viele andere, zum Problemfall.

“Potentiale aktivieren”

Was ist geblieben? Von den tragenden Werten, die dem Haus einzementiert wurden, besteht nur mehr die Mobilität: Parkplätze! Bürgerlich will niemand mehr sein, Streetfood-Festivals sind das Maximum an Feierlichkeit, Gemeinschaftlichkeit wurde von Facebook gefressen. Ja, gewiss, all die Anstands-Bürgerlichkeit hatte knallharte Kehrseiten: Stoffeligkeit und Kehrwoche, die Diktatur des Was-sollen-die-Leute-denken und nicht zuletzt ein verbissen bemäntelter Nazi-hintergrund. Aber es gab echte Debatten, es gab



Braunschweig, Stadthalle 2015
(Bild: KerstinBLange, CC BY SA 4.0)

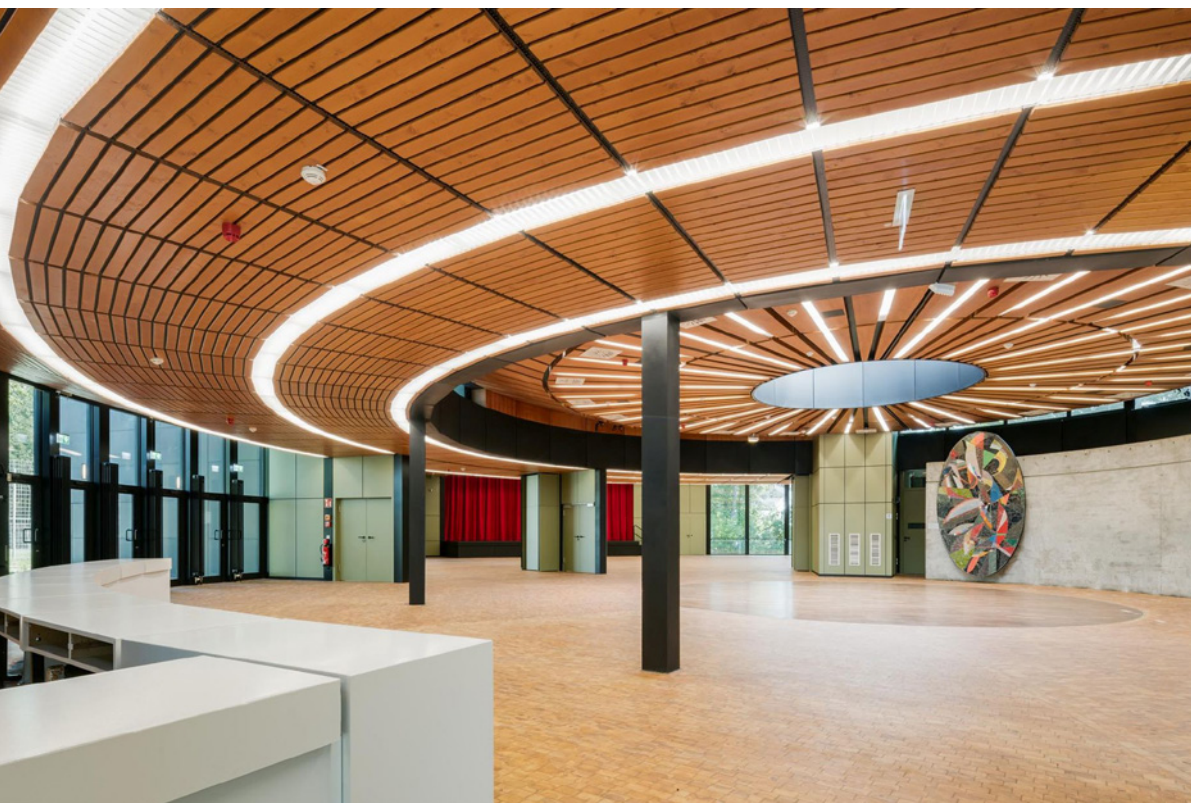
Zurückhaltung, und Weltzugewandtheit war noch nicht zur Traum-Destination geschrumpft. Meine Tante blieb sich treu und fiel deshalb allmählich aus der Zeit. Niemand verstand ihre Konzepte von kollektivem Wohlstand, von Zurückhaltung und bürgerlicher Gemeinschaft. Sie pflegte ihre seltsame Sprechweise und verweigerte den Führerschein, später das Smartphone.

In ihre geliebte Stadthalle ging Tante Cordula nicht mehr, nachdem 1999 eine garstige post-postmoderne Spitze über den Haupteingang gehängt wurde, die Harmonie des Grundentwurfs negierend! Von Events wollte sie nichts wissen, andere schlossen sich an, und heute berichtet die Lokalpresse: „Eigentlich sollte die Stadthalle bereits saniert sein.“ (In Klammern: keinen Investor gefunden, darum ist die Bude nicht mehr nutzbar). Tante Cordula haben wir im März beerdigt. Die Braunschweiger Stadthallen-Betreibergesellschaft verspricht derweil Flexibilität, Professionalität und Vollausstattung, Potentiale seien zu aktivieren, der Wandel gemeinsam zu gestalten... Man möchte in Tränen ausbrechen.

FACHBEITRAG: Avantgarde, volkstümlich

von Daniel Bartetzko

Der Glaube an eine gesellschaftliche Zukunft in Wachstum und Wohlstand, begleitet durch ein sozio-kulturelles Angebot, das keinen Menschen ausschließt, war Ende der 1960er Jahre ungebrochen. Die Kleinstadt Hattersheim nahe Frankfurt am Main plante damals in Ergänzung zum Schwimmbad und den angrenzenden Sportplätzen am Rand des Stadtparks ein Gemeinschaftshaus: Veranstaltungssaal, Tagungsräume, Stadtbibliothek, Gastronomie und die unverzichtbare Kegelbahn sollten unter einem Dach geeint werden. Den Wettbewerb 1968 gewannen Novotny+Mähner Assoziierte aus Offenbach am Main, damals bereits ein etabliertes Architekturbüro, das von 1959 bis 2004 zahlreiche Projekte im In- und Ausland realisierte. Die Zusammenarbeit der Jugendfreunde Fritz Novotny (1929–2018) und Arthur Mähner (1929–2020) begann bereits 1950. Nachdem beide 1959 an der TH Darmstadt ihr Diplom machten, wuchs ihr Büro rasant, zählte zeitweise zu den größten in Deutschland. Von N+M stammen unter anderem das Erich-Ollenhauer-Haus in Bonn (1974/75), der Sunflower Tower in Beijing (1996-97) und die riesigen Städtischen Krankenanstalten Bielefeld-Mitte (1979–1987). Im Wettbewerb für das Münchener Olympiagelände belegten sie 1967 den zweiten Platz, der Entwurf wurde angekauft. Die Zahl der Projekte, die in Frankfurt und ihrer Heimat Offenbach realisiert wurden, ist kaum noch überschaubar. Sie reicht von Privathäusern über Busstationen, Hotels, Hochhäuser, dem (heute auf den Abbruch wartenden) Stadtkrankenhaus Offenbach bis zum eigenen Bürogebäude. 2004 meldeten Novotny+Mähner Assoziierte Insolvenz an, 2009 ging das Büro im österreichischen Konzern ATP architekten ingenieure auf.



Hattersheim,
Foyer 2023
(Bild: Thomas Ott)

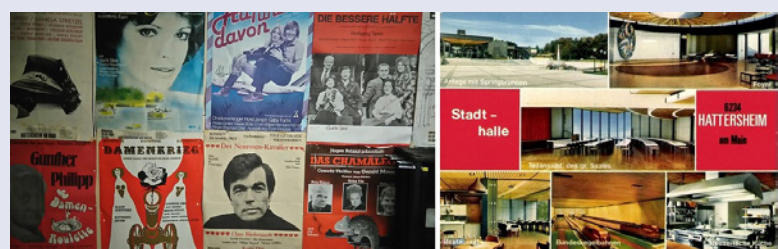


Hattersheim, Stadthalle 2019 (Bild: Daniel Bartetzko)

Kultur für alle

Stilistisch boten Novotny+Mähner alleine schon durch ihr rund 50-jähriges Wirken ein breites Spektrum: Von der stringenten Moderne über Brutalismus, von nüchternen Zweckbauten bis zu verspielter Spät- und Postmoderne ist alles enthalten. In den späten 1960ern war für sie Beton Baustoff wie auch Stilmittel – der heute denkmalgeschützte einstige Firmensitz ist beredtes Zeugnis. Das Gemeinschaftshaus Hattersheim, das früh den konventionellen Namen "Stadthalle" erhielt, ist im Gesamtoeuvre ein eher kleines Projekt, ein ungewöhnliches zudem: N+M entwarfen ein kreisförmiges Gebäude mit mehrfach abgestuften Dächern, in dem sich die Räume und Nutzungsbereiche als Segmente exzentrisch geschwungen um ein Foyer mit zentraler Lichtkuppel gruppieren. Walter Gropius' Entwurf eines "Totaltheaters" für Erwin Piscator (1927) hat unübersehbar Pate gestanden – mit einer sogartigen Anordnung der Räume und einer Bühne, die nicht hierarchisch erhöht ist, sondern fast ebenerdig die Besucher:innen ins Geschehen hineinzieht. Von außen bestimmen dunkelbraun eloxierte Metallpaneele das Erscheinungsbild, die kunststoffbeschichteten Wandverkleidungen des Inneren sind zeittypisch hellgrün.

An der Foyer-Wand unter der Rotunde hängt das Mosaik „Sahara-Rose“ des Künstlers Gerhard Matzat (1921–1994), der 1949 auch das hessische Landeswappen entwarf. Der große Saal, nicht im Mittelpunkt des Hauses gelegen und sich mit einer Fensterfront zur Grünanlage öffnend, fasst je nach Position der Schiebewände bis zu 700 Zuschauer:innen. In Hattersheim ist mit voller Absicht kein Tempel der hohen Kunst errichtet worden, sondern dem Motto "Kultur für alle" folgend ein Bau, der das städtische Freizeitangebot schwellenlos und mit großer Selbstverständlichkeit um den Bereich Kultur erweitert. Das weit auskragende Dach über dem Haupteingang greift förmlich nach jedem Besucher. Novotny und Mähners Kunstgriff war, dem ausdrücklich volkstümlichen Gemeinschaftshaus dennoch eine avantgardistische Form zu geben. Am 6. Oktober 1972 wurde der Bau eröffnet.



Hattersheim, Stadthalle (Bilder: links: HGP Architekten; rechts: historische Postkarte)

Denkmalschutz als Lebensretter

2013 musste die Stadthalle wegen Brandschutzmängeln geschlossen werden. Der Abriss stand natürlich im Raum, im gleichen Jahr wurde das Gebäude jedoch unter Denkmalschutz gestellt: Es hatte die Zeit bis dahin inklusive Außenanlagen weitgehend im Originalzustand überdauert. 2017 fiel endgültig der Entscheid für die mit 8 bis 10 Millionen Euro veranschlagte Instandsetzung: Die Kommunalpolitik hatte alle Zweifel über-



Hattersheim, Stadthalle, Saal ohne Trennwand 2023
(Bild: Thomas Ott)

wunden, knapp zwei Jahre später starteten die Arbeiten. Und gut 50 Jahre nach der Eröffnung wurde die Sanierung der Stadthalle im Juli 2023 mit dem Hessischen Denkmalschutzpreis an Hattersheims Bürgermeister Klaus Schindling gewürdigt. Das Frankfurter Büro HGP Architekten führte die Arbeiten von 2019 bis 2022 durch (das Team bestand aus Volker Kilian, Ole Küpers, Fabian Elting, Caroline Jarczyk und Maria Quimba).

Hervorgegangen sind HGP aus dem Büro Heinrici, Geiger und Partner, und zumindest gefühlt schließt sich hier ein Kreis: Bürogründer Klaus Peter Heinrici (1928–2017) war nicht nur Zeitgenosse von Novotny und Mähner, sondern im Rhein-Main-Gebiet in den 1970er/1980er Jahren ebenfalls sehr präsent. Zu seinen Bauten zählen etwa das Nachttierhaus des Frankfurter Zoos (1978) und das postmoderne Haus Saalgasse 28 (1984), beide mit Karl-Georg Geiger (1945–2014). Die Nachfolger HGP Architekten – mit den geschäftsführenden Gesellschaftern Markus Leben, Mauro Rodrigues da Silva und Volker Kilian – haben die Stadthalle Hattersheim einmal komplett umgekrempelt. Dies aber so, dass es erst auf den dritten Blick auffällt.

Von Beton (fast) keine Spur

Trotz ordentlicher Gesamtsubstanz barg die Demontage des Bauwerks Überraschungen: Der erwähnte N+M-Liebblingsbaustoff Beton etwa kommt nahezu nicht vor – auch wenn Volker Kilian im Gespräch erwähnt, dass es zumindest ein paar Massivwände gebe. Doch betoniert ist nur das Kellergeschoss: Tatsächlich beteht die Stadthalle aus einem Stahlskelett, Holzbindern und einigen Ytong-Wänden. “Die Bauschäden waren nicht außergewöhnlich, auch Fäulnis trotz des reichlich verwendeten Holzes kein so großes Problem wie man nach über 40 Jahren denken könnte”, sagt Volker Kilian im Gespräch. Doch er konstatiert, dass es in der Ausführung damals an manchen Stellen offenbar schnell gehen musste: “Das Dach war ohne jegliche Neigung ausgeführt. Die nur wenige Zentimeter starke Konstruktion bestand aus einem Stahlträgergestüt, ausgefacht mit Holz und versiegelt mit Bitumen-Dachschweißbahnen. Im Lauf der Jahrzehnte hatte sich dort oben eine Seenlandschaft gebildet. Die Lichtkuppel aus GFK war mit ihrem Rahmen auch direkt aufs Dach geschraubt. Um sie herum wurde mehrfach nachgedichtet nach dem Motto viel hilft viel.”



Hattersheim, Stadthalle, Empfang 2018
(Bild: HGP Architekten)

Die durch Umwelteinflüsse versprödete Kuppel, die wie eine Sonne überm Foyer wirkt, war nicht mehr reparierbar. Sie wurde durch eine Neukonstruktion ersetzt, in der auch ein Rauchabzug integriert ist. Fast alle wesentlichen Details des Gebäudes konnten indes weiterverwendet werden. Die Kuppel ist zwar neu, die sie umgebende, dreidimensional gestaltete Holzdecke aber alt. Man schreitet auch noch immer über den originalen Holzboden. Ein Glücksfall: Die bereits 1971/72 am Bau beteiligte Schreinerei existiert noch immer, dort lagerten Originalpläne, und ein damaliger Mitarbeiter stand beratend zur Seite. Jacken und Mäntel werden an der bauzeitlichen Garderobe abgegeben, sie ist nun von der Wand abgerückt, hinter ihr befindet sich eine neue barrierefreie Toilettenanlage. Die Paneele der Fassade sind ebenfalls original, während die mit Formaldehyd belasteten Verkleidungen der Innenräume ersetzt wurden. Die neuen, akustisch optimierten Tafeln sind aber in der nahezu originalgetreuen RAL-Farbe "Taiga" gehalten.

Den Stadtpark mitgeheizt

Der Energiebedarf eines solchen 1970er-Jahre-Wunderwerks aus Holz, Stahl, Alu und Glas ist natürlich nicht zeitgemäß. Volker Kilian sagt es so: "Die Heizungsanlage war intakt, aber sie wärmte den Stadtpark stets mit ..." Unter das Kapitel "musste halt schnell gehen" fiel auch der Brandschutz, vor 10 Jahren als Hauptmangel erkannt und Grund der Schließung: Etliche Wände waren nicht bis zum Dach hochgezogen, sondern endeten, verdeckt von den eingehängten Holzdecken, deutlich früher. Sprinkleranlage und Stromversorgung teilten sich den knappen Platz zwischen Decken und Dachinnenseite in einem Labyrinth aus Leitungen. Dies ist korrigiert, und die Halle ist zwar noch immer kein Sparwunder, doch nach der Sanierung ist der Energiebedarf auf die



*Hattersheim, Stadthalle in Einhausung 2020
(Bild: HGP Architekten)*

Hälfte gesunken. Die ungewöhnliche Gesamtkonstruktion war hier ein Glücksfall, denn HGP Architekten konnten den Bau nahezu in alle Einzelteile zerlegen. Vor den Unbilden der Witterung war sein Skelett während dieser Zeit unter einer Zeltkonstruktion geschützt.

Der Zusammenbau bot alle Möglichkeiten, Neues im Alten zu verbergen: Die verbesserte Fassadendämmung wird von den alten Metallpaneelen kaschiert, die Innenwände sind hinter den grünen Tafeln nun ebenfalls gedämmt. Teile der Heizung und die Lüftung liegen unter den Einhängendecken, die Sendetechnik für die Lautsprecher ist hinter den Wandtafeln untergebracht. Die technische Ausstattung liest sich wie aus einem Energie-Ratgeber des Bundesbauministeriums: Brennkessel, Belüftung mit Wärmerückgewinnung, sparsame frequenzgesteuerte Ventilatoren und LED-Beleuchtung – alles ist dezent im stylischen 1970er-Jahre-Ambiente untergebracht. Derzeit werden noch die ebenfalls denkmalgeschützten Außenanlagen instandgesetzt.

Die Halle selbst war trotz Ukraine-Krieg und Corona-Krise innerhalb von zweieinhalb Jahren fer-

tig. In Volker Kilians Erinnerung hat die Welt pandemiebedingt oft stillgestanden, während auf der Baustelle regulär gearbeitet wurde. Insgesamt rund 15 Millionen Euro werden bis zur Vollendung in das gesamte Projekt geflossen sein. Die Sanierung der Halle selbst liegt bei 10,25 Millionen Euro, und bleibt damit im Rahmen der Erwartungen, bereits vor über 10 Jahren waren die Kosten auf etwa 8 Millionen Euro geschätzt worden.

Nicht alle Kalkulationen explodieren derart wie jene von Elbphilharmonie, BER oder Stuttgart 21. Sicher, die Teuerung durch den Ukraine-Krieg und die nachfolgende Inflation wäre bei einem späteren Baubeginn deutlich höher ausgefallen. Aber es fühlt sich falsch an, Kostensteigerungen mit menschlichen und politischen Katastrophen zu rechtfertigen. Das Zusammenleben ist womöglich komplexer als Ende der 1960er Jahre. Doch an die einende Kraft einer untereinander solidarischen Gesellschaft zu glauben, ist ein universeller Wert. In diesem Sinne wurde auch die Stadthalle Hattersheim einst gebaut. Umso beruhigender ist es, dass sie nicht für einen schnöden Neubau abgeräumt wurde.



Hattersheim, Außenansicht 2023 (Bild: HGP Architekten)

FACHBEITRAG: Die Akropolis von Rüdersdorf

von Danuta Schmidt

“Das Brandenburger Tor: 700 Kubikmeter Kalkstein, das Berliner Schloss, die Terrassen von Sanssouci und das Olympiastadion. Rüdersdorf. Baustoffmuseumspark. Rüdersdorfer Öfen. Die Kathedrale des Kalks. Erlebniszementwerk. Die Zeit hat den Tempel des Zements eingeholt. Kampf um die Existenz“, schreibt Stephan Stroux 1995 im Buch „Die Salons der Sozialisten“. „Die Verantwortliche der Stadt ist in das Kulturhaus eingezogen mit ihrem Büro. Vor Ort Koalitionen bilden. Lokalpolitiker, die sich engagieren. Verwirrung nach der Vereinigung. Das Kulturhaus der Zementwerker – brauchen Arbeiter im Kapitalismus Kultur?“ Das Kulturhaus von Rüdersdorf hat die vergangenen 33 Jahre seit dem flächendeckenden Abriss von DDR-Architektur unbeschadet überstanden. Andere Häuser sind abgerissen, verfallen nach wie vor wie das Vorzeige-Projekt Unterwellenborn, sind umgebaut wie in Suhl oder einfach nur funktionslos. Aufgrund seiner Lage im Schatten der Hauptstadt, am östlichen Stadtrand von Berlin, konnte das Kulturhaus Rüdersdorf samt Einrichtung nahezu vollständig konserviert werden. Im nächsten Jahr steht dem fast 70-jährigen Koloss eine denkmalgerechte Sanierung bevor.

Kulturhaus Ruedersdorf, Portikus (Bild: Martin Maleschka)





Rüdersdorf, Kulturhaus zur Zeit der Fertigstellung
(Bild: Archiv Museums- und Kultur GmbH Rüdersdorf)

Der Burgberg einer mediterranen Stadt?

„Manchmal möchte man sich die Augen reiben: Ein südländisches Flair, die Kontur einer Konifere, das milde Licht der Abendsonne wecken Urlaubserinnerungen. Erst auf den zweiten Blick wird der Trugschluss offenkundig. Das ist nicht der Burgberg einer mediterranen Stadt, sondern das Kulturhaus von Chemnitz oder Unterwellenborn (oder Rüdersdorf), die Häuser mit der sozialistischen Brigadekultur, den Arbeitertheatern und Eisenbahnchören“, schreibt die Kunsthistorikerin Simone Hain, geboren im Jahr 1956,



Rüdersdorf, Kulturhaus 2023 (Bild: Stephen Ruebsam)

der Fertigstellung des Rüdersdorfer Kulturhauses. Wenige Jahre nach der Wende machte sie sich mit dem Fotografen Michael Schroedter, bis 1991 Fotograf bei der Akademie der Wissenschaften, auf den Weg, die ehemaligen Kulturpaläste der DDR aufzusuchen. Das Buch „Die Salons der Sozialisten“ ist nur noch (recht teuer) antiquarisch zu erhalten.

Mehr als 2000 Kultur- und Volkshäuser baute die DDR in unterschiedlichen Architektur-Stilen. Die Idee kam aus England, später baute die Sowjetunion ab Ende der 1940er Jahre gewaltige Kulturpaläste für das Volk. Besonders aufwändig wurden die Häuser im Stil des sozialistischen Klassizismus mit Anlehnung an die griechische Antike, meist als Teil des Aufbauprogrammes der 1950er Jahre. Doch Zurück zu Rüdersdorf und seinem Tempel. Der Akropolis. Wer vom Berliner Ring Richtung Prenzlau fährt, erblickt den Prachtbau „Martin Andersen Nexö“, benannt nach dem dänischen Schriftsteller, bereits von der Autobahn oben auf dem Hasenberg. Manche nennen ihn auch „Kreml“. Doch beide Bilder stimmen architekturstilistisch nicht, wie der Architekt Prof. Wolf Eisentraut erklärt: „Die Akropolis ist in Athen ja der Berg und der Parthenon ist der Tempel auf diesem Berg.“ Warum an dieser Stelle? „Man musste überhaupt einen Bauplatz finden, der solche Dimensionen ermöglicht. Und es ist die höchste Stelle.“

Das Gesamtkunstwerk aus einem Guss

Mit einer Nutzfläche von 2.500 Quadratmetern zählt das Rüdersdorfer Kulturhaus zu den größten Kulturhäusern der DDR. Pilaster, Säulen, Kapitelle und Frieße: „ein gebautes Denkmal, dessen historische und baukünstlerische Bedeutung für



Rüdersdorf, Kulturhaus 2023 (Bild: Danuta Schmidt)

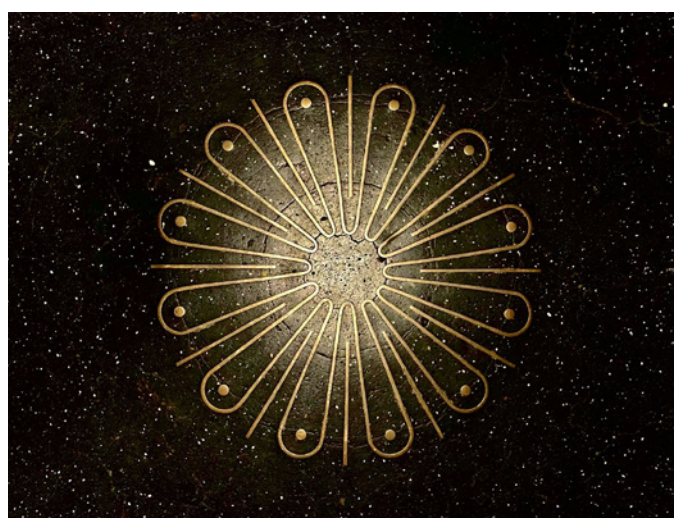
die DDR-Architektur der 1950er Jahre ebenso unumstritten ist wie seine städtebaulich dominante Wirkung“ schrieb das Neue Deutschland 2006. Und Eisentraut sagt dazu: “Dieses Haus ist ein Zeugnis der Kulturpolitik der DDR. Obwohl Wohnungsbau viel wichtiger war, hat man doch viel Zeit und Geld investiert, um solche Häuser zu bauen. Heute wundern wir uns über die Standort der Häuser, auch auf dem Lande. Man wollte den Werktätigen, aber auch den Bauern den Zugang zu Hochkultur ermöglichen.“ 2006 feierte es 50. Geburtstag. Im Spannungsfeld der Marktwirtschaft hängt das Haus allerdings seit 16 Jahren am finanziellen Tropf und nur Dank des Fördervereins und vieler Sponsor:innen konnte im großen Saal pünktlich zum Jubiläum neues Parkett gelegt werden.

Oft waren die Kulturhäuser auch Bühnen für die eigene künstlerische Arbeit, ob Theaterlaienspiel, Keramikzirkel oder der Schachverein. Hier in Rüdersdorf hält sich diese Vereinskultur bis heute. Die Jugendtheaterspiel-Gruppe „Pelle“, benannt nach dem Kinderbuch von Nexö „Pele, der Eroberer“ probt hier seit vielen Jahren und führt dann ihre Stücke auch hier auf. An diesem Gebäude haben die Arbeiter selbst mit Hand angelegt. Der Architekt Emil Leipold baute das Haus,

das Walter Ulbricht den Arbeitern versprochen hatte. Wolf Eisentraut konstatiert: „Leibold hat mit diesem Kulturhaus gezeigt, wie man sich von der stalinistisch verordneten Tradition ein wenig im Detail lösen kann, nicht im Ganzen. Emil Leipold war schon ein erfahrener Architekt, der sich hier verwirklichen konnte. Bevor er den Kulturpalast baute, arbeitete er im Team von Hermann Henselmann am Hochhaus an der Weberwiese. Und er entwarf am Ende dann mit dem Bischöflichen Ordinariat in Berlin hinter der Hedwigskirche absolute Moderne in einer sehr differenzierten Form. Man kann an diesen Bauten auch die Wandlungen und Entwicklungen eines Architekten ablesen.“

Eindrücke des Nutzens und Benutzens

Hier ist, wie so oft in der DDR, ein Gesamtkunstwerk erschaffen worden aus Außen und Innen, bis zur Abstimmung im Detail. Die Innenräume haben ihre originale Ausstattung weitgehend bewahrt. Wer das Gebäude über eine der drei hohen Glastüren betritt, gelangt in eine Empfangshalle, rechts heute die wiederbelebte Theaterkasse. An der mittleren Tür ist im Boden eine Blüte aus Me-



Rüdersdorf, Bodenblume von Fritz Kühn 2023 (Bild: Martin Maleschka)



Rüdersdorf, großer Saal 2023 (Bild: Sahra Damus)

tall in den Stein eingelassen. Der berühmteste Metallbildhauer der DDR, Fritz Kühn, entwarf dieses Detail der „Kunst am Bau“, auch hier und erst recht groß geschrieben: in einem Kulturhaus. Durch das tausendfache Betreten dieser Blüte hat sich das Metall vom Steinboden abgesetzt – viele dieser Eindrücke des Nutzens und Benutzens gibt es im ganzen Haus. Über Schwingtüren empfängt den Besucher nun ein in stimmungsvolles (Tages-)Licht getauchtes Vestibül. Auch in antiken Tempeln gab es diesen Vorraum. In der eingebauten Garderobe, die sich durch Vorhänge verschließen lässt, erinnern handgeschriebene Nummerierungen an den Haken an die vergangene Zeit, an das geplante und das ausgelassene Feiern. Betriebsfeiern, Karneval, Jugendweihen, Tanzpartys. Bis heute. „Der Karneval, das sich Verkleiden, Fasching, das zwischen den Zeilen Erzählen und Verstehen bei der Büttenspielerrolle spielte in der DDR ja eine sehr große Rolle“, sagt Stephen Ruebsam, seit einem Jahr der neue Chef des Museumsparkes und Kulturhauses. „Bis heute haben die Narren und ihr Verein die meisten Räume hier bei uns im Haus belegt.“ Eine Bar war von Anfang an dabei, in mintfarbenem Anstrich der 1950er Jahre.

Der 500 Zuschauer:innen fassende Hauptsaal wird feierlich von einem Kronleuchter illuminiert, hier befindet sich eine Theaterbühne mit absenkbarer Orchesterbühne. Dazu kommt die Seiltechnik der Vorhangkonstruktionen, die man von Hand in Bewegung bringen kann. Hinter der Bühne liegen Künstlergarderoben, die sich seit den 1950ern in ihrer Puristik nicht verändert haben: Stühle, Tische, Spiegel und eine Lautsprecherbox an der Wand. Eine weitere Besonderheit sind die noch vorhandenen Einbauschränke, sämtliche Möbel wurden für das Haus gefertigt. In den weiteren zwei Etagen befinden sich die Gemeindebibliothek, Versammlungs- und Zirkelräume sowie der kleine Saal mit 100 Plätzen. Kurt Groll leitete das Kulturhaus von 1956 bis 1959 für ein monatliches Bruttogehalt von 600 Mark. 1963 erinnerte er sich an die Eröffnung: „Es war ein feierlicher, historischer Augenblick, als das Werkorchester „Weihe des Hauses“ von Beethoven spielte. Der bekannte Schriftsteller Willi Bredel hielt die Festrede und sein Wunsch, das Kulturhaus möge ein echtes Volkshaus werden, ging in Erfüllung.“ Bis zu 80.000 Besucher:innen kamen jährlich bis 1989, Anfang der 1990er waren es nur noch 10.000. Nach der Wende übernahm die Rea-dymix Zement GmbH alle Immobilien der VEB Zementwerke Rüdersdorf und damit auch das Kulturhaus. Gewinn war aber mit dem Kulturtempel nicht zu machen, so dass er am 20. September 1994 als „Schenkung“ ins Eigentum der Gemeinde überging.

Lernen, mit Kultur Geld zu verdienen

Das Geschenk musste (und muss) sich die Gemeinde in kapitalistischen Zeiten auch für die Kultur erst erarbeiten. Und wie man mit Kultur Geld verdient, hat niemand gelernt in Zeiten, in

denen Mieten unter 100 Mark kosteten, ein Studienplatz bezahlt war und regelmäßig verordnete kostenfreie Konzerte in Kulturhäusern für Schüler:innen stattfanden. Eine tragende Säule des Rüdendorfer Prachtbaus sind noch immer die Vereine, vom Posaunenquintett bis zum Schachverein, weil sie sich liebevoll um ihr Haus kümmern. Sie haben das Herz des Hauses über viele Jahre am Pulsieren gehalten. Wie es auch so vielen Kleinstädten und ihren aristokratischen Schössererbschaften geht, wo Betriebskosten Unsummen verschlingen. Es gilt, schöne Geschenke unserer Vorfahren mit neuem Leben zu füllen und so ist die Aufgabe in Rüdersdorf auch eine sehr hohe: das Haus mit Kultur zu füllen und von dieser Kultur auch zu leben. Im Jahr 2023 ist der Rüdersdorfer Salon der Sozialisten, das einzig noch so vielseitig bespielte Kulturhaus dieser Bauart im Osten Deutschlands. Der Brandenburgische Landeskonservator Thomas Drachenberg begutachtete das Haus 2021 und stellte es unter Denkmalschutz.

Das Haus ist ein Gesamtkunstwerk, alles ist aufeinander abgestimmt. Farben, Formen, Proportionen, Möbelstücke, Wege- und Blickbeziehungen, ein Gesamtkunstwerk aus den 1950er Jahren. Fast alles ist gut gepflegt und erhalten: die Treppengeländer von Metallbildhauer Fritz Kühn, die Kunstlergarderoben, die schon allerhand Buntes erlebt haben oder mundgeblasene Lampen, die gerade restauriert wurden. Der Leiter Stephen Ruebsam ist als Impulsgeber und Macher gefragt. Er entwickelt neue, tragfähige Stützen für das Haus und ist auch offen für andere Kulturarbeiterinnen: Seit Anfang 2023 wird das Vestibül für ein neues Veranstaltungsformat aus Berlin, die „SonntagsLese“ genutzt. Regelmäßig ist das Format Bühne für Themen, die die Menschen berühren. Dazu lädt sich die

Autorin dieses Textes spannende Gäste ein, Buchautor:innen, Musiker:innen, Künstler:innen, Journalist:innen. Und der Kulturhaus- und Museumspark-Chef gewährt immer nach der Veranstaltung einen Blick hinter die Kulissen des Hauses. Zum Tag des offenen Denkmals am 2. September berichtet er um 11 Uhr über die Herausforderungen für eine Gemeinde mit etwa 15.000 Einwohner:innen, diesen Kulturtempel der Ostmoderne mit einem Saal für 500 Personen und zig Vereinsräumen immer wieder zu füllen. Außerdem ist das Haus am Denkmaltag den ganzen Tag geöffnet. Das Kulturhaus in Rüdersdorf, die Krone auf dem Hasenberg neben dem berühmten Kalksteinbruch aus dem 19. Jahrhundert, der heute vom mexikanischen Unternehmen CEMEX betrieben wird, soll im nächsten Jahr grundlegend saniert werden. Das Haus scheint das perfekte Timing zu haben: für seine Vergangenheit. Das Hier und Heute. Und eine vielversprechende Zukunft.



Rüdersdorf, Kulturhaus, Bar 2023 (Bild: Danuta Schmidt)



Rüdersdorf, Hofansicht 2023 (Bild: Danuta Schmidt)

FACHBEITRAG: Eine Vergangenheit, eine Zukunft?

von Polina Gundarina

Die Zahl der sozialistischen Kulturhäuser in den Städten von Polen bis Fernostrussland ist bemerkenswert. Von Anfang an erlangte vor allem die Sowjetregierung Berühmtheit durch den Bau dieser Paläste für die Arbeiter, wobei die frühesten Beispiele heute als herausragende Denkmäler der sowjetischen Architekturavantgarde gewürdigt werden. Das „palastartige Reich“ sozialistischer Clubs bestand über mehr als 70 Jahre sowjetischer Geschichte und weitete seinen Einfluss nach dem Zweiten Weltkrieg auf andere sozialistische Staaten aus. Die Geschichte der Kulturhäuser und -paläste in der Sowjetunion und der DDR weist viele Gemeinsamkeiten auf. Beide Staaten unterstützten diese Institutionen im Rahmen ihrer Sozial- und Kulturpolitik mit dem Ziel, die sozialistische Lebensweise zu fördern. Obwohl diese Gebäude von ideologischen Botschaften durchdrungen waren, dienten sie doch auch als Orte der Gemeinschaft für Unterhaltung und Freizeitaktivitäten. Die Paläste in größeren Städten funktionierten als prestigeträchtige Schaufenster sozialistischer Errungenschaften. Trotz der negativen Assoziationen, die heute aufgrund der unruhigen Vergangenheit des Sozialismus mit ihnen verbunden sind, spielten Kulturpaläste eine wichtige Rolle im täglichen Leben und blieben auch nach den politischen Umbrüchen der 1990er Jahre bedeutsam. Wie vollzog sich ihre postsozialistische Transformation in Deutschland und Russland – und wie trennten sich dabei ihre Wege?



Jekaterinburg,
Kulturpalast UZTM
Uralmasch
(Bild: Vyacheslaw
Bukharov Wikipedia.ru,
CC BY-SA 4.0)

“Wir werden Ihnen beibringen, die neue Architektur zu verstehen!” Nachkriegs-Kulturpasäste in Sowjetrusland

Die Suche nach einer architektonischen Sprache, um die revolutionäre Romantik des bolschewistischen Reiches in den 1920er Jahren zum Ausdruck zu bringen, führte zu den schönsten Beispielen sowjetischer Architekturavantgarde. Der Rusakov Club (entworfen vom Architekten Konstantin Melnikov) und der Zuev Workers' Club (entworfen vom Architekten Ilya Golosov) zeichneten sich durch ihre Größe und beeindruckende Kapazität aus und verkörperten wirklich das Konzept der „Werkstätten des Neuen Menschen“, wie El Lissitzky es sich vorgestellt hatte. Fast 40 Jahre später erlebte das architektonische Paradigma einen dramatischen Wandel. Der anhaltende Einfluss des internationalen Modernismus, gepaart mit Chruschtschows massivem Wohnungsbauprogramm, führte in Tausenden sowjetischen Städten zu einer neuen städtischen Einheit: den



Moskau, Sujew-Arbeiterklub 1931 (Bild: Branson DeCou via Wikipedia.de, CC0)



Barnaul, Kulturhaus der Chemiewerker DK Khimik), Russland (historische Postkarte)

Mikrobezirken (Mikrorajon) mit Plattenbauten. Diese Mikrobezirke sind zur gebräuchlichsten städtischen Typologie geworden und prägen auch heute noch die erkennbaren Landschaften ehemaliger sowjetischer Städte. Seitdem wurden Kulturhäuser strategisch so geplant, dass sie sich in unmittelbarer Nähe zu den Wohnblöcken befinden, um ihre nahtlose Integration in das umgebende Stadtgefüge zu gewährleisten. Im Jahr 1959 wurden Vorschriften erlassen, die vorsahen, dass Clubs nicht weiter als zehn Gehminuten von Wohngebieten entfernt liegen sollten. Dieser stark rationalisierte Ansatz bedeutete tatsächlich eine buchstäbliche Bereitstellung von Kultur: 5,5 Quadratmeter Kulturraum pro Einwohner im Mikrorajon.

Die Ästhetik der Kulturhäuser der Nachkriegszeit wurde stark von den Reformen Chruschtschows beeinflusst. Ein bemerkenswertes Beispiel ist der Pionierpalast in Moskau (1958-1962), der vom renommierten sowjetischen Architekten der Moderne, Felix Novikov, mitentworfen wurde. Als Novikov und seine Kollegen den Entwurf dem Moskauer Komitee vorstellten, stieß er zunächst auf heftige Kritik. Novikov erinnert sich: „Jemand von der Partei fragte sarkastisch: ‚Ist das wirklich ein Palast? Wissen wir nicht, wie Paläste aus-

sehen?“ Der Architekt Lovyeko antwortete mutig: „Anhand dieses Beispiels werden wir Ihnen beibringen, die neue Architektur zu verstehen!“ Dies markierte den Beginn einer neuen Ära im sowjetischen öffentlichen Gebäudedesign. In den 1960er Jahren ließen sich die Entwürfe für Kulturhäuser von der westlichen Architektur der Aufbaujahre inspirieren und versuchten, den Geist der sowjetischen Avantgarde der 1920er Jahre wiederzubeleben, der während der Herrschaft Stalins unterdrückt worden war. Ein weit verbreitetes standardisiertes Projekt, bekannt als „Yubileyniy“ (Jubiläum der Revolution), veranschaulicht diesen Wandel: Es zeichnete sich durch offenere, geräumigere Bereiche, breite Korridore und reichlichen Einsatz von Glas zur Verbesserung des natürlichen Lichts aus. Dieses Design fand in der gesamten UdSSR weite Verbreitung, von Barnaul bis Jekaterinburg, von Nowopolock (Weißrussland) bis Nowomoskowsk (Ukraine). Die fortschreitende Industrialisierung samt großer Arbeitersiedlungen führte zu einem erheblichen Anstieg der Zahl der Kulturhäuser: 1975 vermeldeten die staatlichen Statistikämter die beachtliche Zahl von über 90.000 Kulturhäusern im ganzen Land.

Allerdings kam es in den Nachkriegsjahren nur selten vor, dass individuelle Gestaltungen von Kulturpalästen verwirklicht wurden. Dies geschah, wenn sie von staatlich anerkannten Unternehmen in Auftrag gegeben wurden, oder wenn sie eine wichtige Rolle in neu entwickelten städtischen Gebieten spielten. Ein Beispiel hierfür sind die inzwischen abgerissenen Kulturpaläste Svetlana in Sankt Petersburg, die im Auftrag der Elektronikunternehmen Svetlana und Pozitron errichtet wurden. Die den Arbeitern dieser wichtigen Fabriken zur Verfügung gestellten Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten waren für das ört-

liche Parteibüro von großer Bedeutung, insbesondere in Verbindung mit ehrgeizigen Plänen für die damalige Erweiterung Leningrads und die Schaffung neuer Mikrobezirke. Die geplante Gestaltung dieses Kulturpalastes war kolossal: Sie-Torso umfasste zwei Gebäude, einen Teich, ein Schwimmbad und zahlreiche Räume für Aufführungen und Freizeitaktivitäten. Der Bau blieb während der Sowjet-Ära unvollendet und nach 1991 verfiel das Gebäude. Schließlich kauften private Bauträger das Areal und 2007 wurde der verfallene Kulturpalast-Torso abgerissen.

DDR Kulturhäuser: Nach sowjetischem Vorbild mit besonderer Note

Das Konzept der Volkshäuser, das im späten 19. Jahrhundert sowohl im Deutschen als auch im Russischen Reich an Popularität gewonnen hatte, spielte eine bedeutende Rolle bei der Gestaltung sowjetischer Vereine sowie der in Deutschland während der Weimarer Republik gegründeten Vereine. Mit dem Wachsen des Sozialismus erlangte das Ziel der Gestaltung von Freizeitaktivitäten eine neue Bedeutung. Nach der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik (DDR)



Krumpa, Kulturhaus Ernst Thälmann 2004
(Bild: Jörg Blobelt, CC BY-SA 4.0)

unter kommunistischer Herrschaft entstand in ganz Ostdeutschland eine Welle neuer „Arbeiterpaläste“. Diese Bauten lehnten sich an das Konzept der Kulturhäuser der Sowjetunion an und wurden zunächst größtenteils durch die Initiative von aus der Sowjetunion umgesiedelten Kultur-Bürokraten umgesetzt.

In den 1950er Jahren entstanden die ersten Gebäude im neoklassizistischen Stil, in dem auch die monumentalen stalinistische Architektur gebaut wurde. Sie verfügten über großzügige Innenräume, wie beispielsweise die Paläste in Unterwellenborn, Schkopau und Suhl. Als sich der Schwerpunkt ab Mitte des Jahrzehnts auf den Wohnungsbau verlagerte, wurden auch die neuen Kulturpaläste schlichter. Die Architekt:innen und Stadtplaner:innen suchten nach alternativen architektonischen Formen für diese Gebäude und lösten sich vom bisherigen historistischen Stil. Ab den 1960er Jahren wurden die Kulturhäuser klar modern gestaltet, wie beispielsweise der Palast der Republik in Berlin, der Kulturpalast in Dresden, das Haus der Kultur in Neubrandenburg und das Klubhaus der Zementwerker in Karsdorf. Diese Gebäude wurden typischerweise von Gewerkschaften oder Fabriken in Auftrag gegeben, während die Paläste in den großen Städten direkt von der Partei oder der Regierung in Auftrag gegeben wurden. Vor allem die Großbauten in Berlin und Dresden dienten als Veranstaltungsorte für offizielle Delegationstreffen, Aufführungen, Konzerte und Übertragungen nationaler oder internationaler Veranstaltungen. Allerdings erreichte der Umfang des Baus von Kulturhäusern in Ostdeutschland nie das gleiche Maß an Quantität und Standardisierung wie in der Sowjetunion, wo in fast jedem Mikrobezirk ein Palast nach überwiegend standardisierten Entwürfen errichtet wurde.

Nach- und Weiternutzung der deutschen und russischen Kulturhäuser

In Russland hat die Erfahrung gezeigt, dass die Umnutzung großer Gebäude mit ausgedehnten Flächen für gewerbliche Zwecke eine große Herausforderung darstellt. In Jekaterinburg erhielt der Kulturpalast UZTM der Uralmasch-Fabrik jedoch den Status eines regionalen Zentrums und fungierte ab Anfang der 2000er Jahre weiterhin als Ort der Kindererholung und als Konzertsaal. Doch viele andere moderne Paläste überlebten die 1990er Jahre gerade so – indem sie Räume für Konzerte und Veranstaltungen vermieteten und im Wesentlichen ihre Funktion fortsetzten, den Anwohnern nach besten Kräften Freizeitaktivitäten zu bieten. Dennoch verloren im Zuge der chaotischen Privatisierung und der Krise der Marktreformen viele Kulturpaläste ihre Bedeutung: Sie wurden privatisiert, abgerissen oder in Kleinbetriebe umgewandelt. Ihre einzigartige städtebauliche Lage – das Zentrum von Wohngebieten mit reichlich öffentlichem Raum in der Umgebung – wird jedoch von den Stadtbewohner:innen immer noch geschätzt. So zu sehen beim Khimmash-Kulturpalast in Jekaterinburg. Die Bürger:innen, hauptsächlich Eltern von Kin-



Jekaterinburg, Khimmash Kulturpalast im April 2023
(Bild: Vyacheslav Bukharov, Wikimedia Commons, CC BY-SA 4.0)



Bitterfeld, Kulturpalast (Bild: Joeb7, CC BY 3.0)

dern, die im einstigen Palast betreut wurden, protestierten 2018 erfolgreich gegen seinen Abriss. Funktionalität statt Ästhetik bleibt das Hauptargument für die Rettung von Kulturpalästen und ihrer Funktion für die Generation der nach 1991 geborenen Russen.

In der Ex-DDR gibt es bei weitem nicht so viele Kulturpaläste der Nachkriegszeit wie in Sowjetrussland, doch im „Nachleben“ stoßen sie auf ähnliche Schwierigkeiten. Hier wurden sie vor allem nach dem Prinzip „für eine große Fabrik einen Kulturpalast“ errichtet, statt in jedem (Mikro-) Viertel ein derartiges Gebäude zu haben. Nach 1990 gingen diese Bauten entweder in kommunales Eigentum über oder waren auf private Investoren angewiesen. In Kleinstädten funktionieren nur noch wenige Kulturpaläste wie vorgesehen, lange etwa das Klubhaus Wolfen in Bitterfeld und das Klubhaus in Hettstadt. Nur eine Handvoll Kulturpaläste der Nachkriegszeit in beiden Ländern wurden umgebaut und für neue Zwecke genutzt, während der Rest weiterhin oft mit begrenzten Mitteln betrieben wird und für den Rest der Stadtbewohner unsichtbar bleibt. Die Versuche, das Erbe der Kulturhäuser symbolisch neu zu denken, sind in Deutschland stärker sichtbar. Die denkmalgerechte Sanierung des 1969 errichteten Kulturpalasts in Dresden war 2008 ein gelungenes Beispiel, doch bei den meisten anderen als Denkmal anerkannten sozialistischen

Kulturhäusern handelt es sich um Gebäude, die in den 1950er Jahren und davor errichtet wurden. Allerdings scheint das Feld eher positiv: Die aktuelle Forschung und Ausstellung zur Vergangenheit des Palastes der Republik in Berlin gibt neue Impulse, die gesamte Typologie dieser Gebäude neu zu überdenken. Der 2022 verstorbene Privatinvestor des Bitterfelder Kulturpalastes, Matthias Gossler, und sein Vermächtnis können ein Beispiel für eine gelungene Revitalisierung eines Gebietes unter Wahrung der Geschichte werden. So, wie es in Potsdam auch mit dem als Kunstmuseum wiedereröffneten sozialistischen Café Minsk (1971–1977) geschah.

Unterdessen beruht der Schutz der Architektur der Nachkriegsmoderne in Russland ausschließlich auf Bottom-up-Initiativen. Doch die derzeitige Verschärfung der täglichen Überwachung und der kreativen Freiheit sowie die neuesten Nachrichten über die Zerstörung des modernistischen Rathauses in Kaliningrad, eines Gebäudes, für das DOCOMOMO gekämpft hat, senden entmutigende Signale. Interessanterweise hat die russische Regierung in diesem Jahr Interesse am Konzept der Kulturhäuser gezeigt und unter ihrem Namen eine große Ausstellung sowjetischer Kunst organisiert. Doch es gibt keinen Raum für ein Umdenken oder eine Diskussion über die Vergangenheit, sondern vielmehr klare Zeichen dafür, dass das Narrativ vom „sowjetischen Staat des universellen Wohlstands“ gefeiert wird, in dem Kultur für die Erziehung des wahren sowjetischen Menschen für jedermann zugänglich war. Dies ist das erste Mal, dass ein solches Alltagserbe in die Darstellung der gemeinsamen sowjetischen Vergangenheit und des sowjetischen Erbes einbezogen wird, das stark mit der heutigen Innen- und Außenpolitik der Russischen Föderation übereinstimmt.

Damit steht die Zukunft der sozialistischen Kulturpaläste auf dem Spiel, ihr Schicksal ist ungewiss. Während des russischen Krieges in der Ukraine, wo Nachkriegskulturhäuser, das Erbe der ukrainischen Moderne, zerstört wurden, wie es beim Lozovaya-Kulturpalast in der Region Charkiw geschah, wird deutlich, dass ein gemeinsamer Ansatz für den Umgang mit den gebauten Hinterlassenschaften des Ära des Sozialismus ist nicht möglich. Kürzlich wurden mit der neuen Kraft die Versuche einer Entsozjetisierung des städtischen Raums ans Licht gebracht. Aber hinter der großen Ideologie des Sozialismus bewahrt jedes lokale Kulturhaus seine eigene, einzigartige lokale Geschichte, die mit den Erinnerungen der Einheimischen verwoben ist. Kann diese Erinnerung an die Gemeinschaft dieses Erbe von den negativen Assoziationen einer bedrückenden Vergangenheit befreien und den Weg für eine größere Wertschätzung und Anerkennung historischer Kulturhäuser ebnen?

CONTRIBUTION: One past, one future?

Original Version of the previous text

The number of palaces across cities from Poland to Far East Russia – those of Socialism – is truly remarkable. From its beginning the Soviet government gained notoriety for constructing palaces for workers, with the earliest examples of these buildings now hailed as brightest monuments of Soviet architectural avant-garde. This “palatial realm” of socialist clubs endured throughout more than 70 years of Soviet history, extending its influence to other state socialist regimes following World War II. The history of houses and palaces of culture in the Soviet Union and East Germany (DDR) shares many similarities. Both socialist re-

gimes supported these institutions as part of their social and cultural policies, aiming to promote the socialist way of life. While imbued with ideological messages, these buildings were also community centers for entertainment and leisure activities. The palaces in larger cities acted as prestigious showcases of socialist achievements, both for those within and outside the regimes. Despite the negative associations attached to them today due to the troubled past of socialism, palaces of culture played a vital role in the daily lives and remained significant even after the transformative 1990s. How their post-socialist transformation unfolded in Germany and Russia, and how their paths diverged along the way?

“We will teach you to understand the new architecture!” Postwar palaces of culture in Soviet Russia

The search for an architectural language to express the revolutionary romanticism of the Bolshevik Empire in the 1920s resulted in the finest examples of soviet architectural avant-garde. The Rusakov Club (designed by architect Konstantin Melnikov) and the Zuev Workers’ Club (designed by architect Ilya Golosov) stood out for their grand scale and impressive capacity, truly embodying the concept of “workshops of new men” as El Lissitzky envisioned. Fast forward almost 40 years, and the architectural paradigm underwent a dramatic shift. The lingering influence of international modernism, coupled with Khrushchev’s massive housing construction program, introduced a new urban unit in thousands of Soviet cities: the microdistricts (mikrorayony) with prefabricated housing blocks, or plattenbau. The microdistricts have become the most common urban

typology, still defining the recognizable landscapes of former Soviet cities today. Since that time, houses of culture were strategically planned to be in close proximity to the housing blocks, ensuring their seamless integration into the surrounding urban fabric. In 1959, regulations were put in place, stipulating that clubs should be located no more than a ten-minute walk from residential areas. This highly rationalized approach in fact meant a literal provision of culture: 5.5 meters of cultural space per a habitant of mikrorayon.

The aesthetics of postwar houses of culture were heavily influenced by the reforms brought about by Khrushchev. One notable example is the Pioneers Palace in Moscow (1958-1962), co-designed by the renowned Soviet modernist architect Felix Novikov. When Novikov and his colleagues presented the design to the Moscow executive committee, it initially faced harsh criticism. Novikov remembers: "Someone from the party sarcastically questioned: "Is this really a palace? Do we not know what palaces look like?". Architect Lovyeko boldly responded, "Through this example, we will teach you to understand the new architecture!". This marked the beginning of a new era in Soviet public building design. In the 1960s, the blueprint designs of houses of culture drew inspiration from Western architecture of the early decades and sought to revive the spirit of the 1920s Soviet avant-garde, which had been suppressed during Stalin's rule. One widely replicated standardized project, known as "Yubileyniy" (Jubilee of the Revolution), illustrates this shift: it featured more open, spacious areas, wide corridors, and abundant use of glass to enhance natural light. This design was implemented widely across the USSR, from Barnaul to Yekaterinburg, from Novopolock (Belarus) to Novomoskovsk (Ukraine). The continued industrialization of mass housing infrastructure led to a signi-

ficant expansion in the number of houses of culture: by 1975, state statistical departments reported a staggering figure of over 90,000 houses of culture in existence across the country.

However, there have been rare instances where individual designs of palaces of culture in the postwar years came to fruition. This occurred when they were commissioned by state-recognized enterprises or when they played vital roles in newly developed urban areas. An example of this can be seen in the now-demolished Palaces of Culture "Svetlana" in Saint Petersburg, which were constructed under the orders of the electronic industry enterprises Svetlana and Pozitron. The leisure and recreational facilities provided for workers of these important factories held great significance for the local party bureau, especially when coupled with ambitious plans for then-Leningrad expansion and the creation of new microdistricts. The intended design of this palace of culture was grand, featuring two buildings, a pond, a swimming pool, and numerous rooms for performances and leisure activities. The construction remained incomplete during the Soviet era, and after 1991 the building gradually fell into a state of disrepair. Eventually, private developers purchased the property, and in 2007, the decaying palace of culture was demolished.

DDR Kulturhäuser: Soviet blueprint with a special touch

The concept of people's houses, which had gained popularity in both the German and Russian empires during the late 19th century, played a significant role in shaping Soviet clubs as well as clubs established in Germany during the Weimar Republic. With the advent of socialist regimes, the ob-

jective of organizing leisure activities took on a new level of importance. Following the establishment of the German Democratic Republic (DDR) under Communist rule, a wave of new “palaces for workers” emerged throughout East Germany. These buildings copied from the Soviet Union’s concept of houses of culture, and at first they were implemented largely by the drive of cultural bureaucrats who had relocated from the Soviet Union.

In the 1950s, the first club buildings reflected the neoclassical style seen in the monumental Stalinist architecture. They featured spacious interiors, as exemplified by the palaces in Unterwellenborn, Schkopau, and Suhl. As the focus shifted towards housing construction from the mid-1950s onward, the emphasis on constructing grandiose clubs diminished. Nevertheless, architects and urban planners sought alternative architectural forms for the houses of culture, moving away from previous historicist style. Modernist design for houses of culture began to emerge in the early 1960s, exemplified by Palace der Republik in Berlin, Kulturpalast in Dresden, the Haus der Kultur in Neubrandenburg, and the Klubhaus der Zementwerker in Karsdorf. These buildings were typically commissioned by trade unions or factories, while the larger palaces in major cities were directly ordered by the Party or the Socialist government. The larger palaces in Berlin and Dresden, in particular, served as venues for official delegations gatherings, performances, concerts, and broadcasts of national or international events. However, the scale of construction for houses of culture in East Germany never reached the same level of quantitative and standardisation as in the Soviet Union, where a palace was built in nearly every microdistrict using mostly standardized designs.

Afterlife and post-socialist condition of houses of culture in Germany and Russia

In Russia, the experience has shown that repurposing large buildings with extensive areas for commercial purposes was a significant challenge. However, in the case of Yekaterinburg, the Palace of Culture UZTM of the Uralmash factory obtained regional center status and continued to function as a place for children’s recreation and a concert hall from the early 2000s. But many other modernist palaces barely survived the 1990s by renting out spaces for concerts and events, essentially continuing their function of providing leisure activities for the local residents to the best of their abilities. Nevertheless, amidst chaotic privatization and the crisis of market reforms, many palaces of culture lost their relevance, were privatized, demolished, or converted into small enterprises. However, their unique urban planning position — being the center of residential areas with ample public space around — is still appreciated by the city residents, as seen in the case of the Khimmash Palace of Culture in Yekaterinburg, when citizens, mainly parents of children involved in the palace, successfully protested against its demolition in 2018. Functionality, rather than aesthetics, remains the primary argument for saving palaces of culture and its function for the generation of Russians born after 1991.

Meanwhile, in East Germany, postwar palaces of culture are not as numerous as in Soviet Russia, but they encounter similar difficulties during their “afterlife”. Here, the cultural clubs were primarily built based on the “factory and palace of culture” principle, rather than having a club in every neighborhood. After 1990, they were either

transferred to municipal ownership or relied on private investors. In small towns, only a few palaces of culture continue to function as intended, such as the Klubhaus-Wolfen in Bitterfeld and the Klubhaus in Hettstadt. But only a handful of post-war palaces of culture in both countries have been transformed and utilized for new purposes, while the rest continue to operate with limited funding and remain invisible to the rest of the city residents. The attempts to symbolically rethink the legacy of houses of culture are more visible in Germany. The renovation and enlistment as a monument of the Kulturpalast in Dresden in 2008 was a successful case of heritagisation, but the majority of other socialist houses of culture recognized as monuments are buildings that were built in the 1950s and before. However, the field seems rather positive: the current research and exhibition on the past of the Palace of the Republic in Berlin provides new impetus for rethinking the whole typology of these buildings. The former private investor of the Bitterfeld Kulturpalast, Matthias Gossler, and his legacy can become an example of a successful revitalization of an area with preservation of history, as happened in Potsdam with the socialist café Das Minsk.

Meanwhile, in Russia, the protection of postwar modernist architecture relies fully on bottom-up initiatives. But with the current tightening of daily surveillance and creative freedom, and the latest news about the demolitions of the modernist Council House in Kaliningrad, a building for which DOCOMOMO has fought, send discouraging signals. Interestingly enough, this year the Russian government has shown interest in the concept of houses of culture by organizing a large exhibition of Soviet art under its name. There is no room for rethinking or discussing the past, but rather a clear sign of the celebration of the narra-

tive of the “Soviet state of universal prosperity,” where culture was accessible to everyone for the upbringing of the true Soviet person. This is the first instance of including such an inconspicuous and everyday built legacy in the narrative of the shared Soviet past and the summon Soviet heritage, which strongly aligns with today’s domestic and foreign policies in the Russian Federation.

With this, the future of socialist palaces of culture hangs in the balance, their fate uncertain. During the Russian war in Ukraine, where postwar houses of culture, the heritage of Ukrainian modernism, have been destroyed, as happened with the Lozovaya Palace of Culture in the Kharkiv region, it becomes clear that a common approach to the treatment of the built legacies of socialist regimes is not possible. Recently, the attempts to de-sovietise urban space was brought up to light with the new force. But beneath the grand narrative of socialism, each local house of culture retains its own unique local history, interwoven with the memories of local residents. Can this reminder of community liberate this heritage from the negative associations of an oppressive past and pave the way for greater appreciation and recognition of houses of culture within society?

PORTRÄT: Feste Feiern in Freiburgs Festhalle

von Maximilian Kraemer

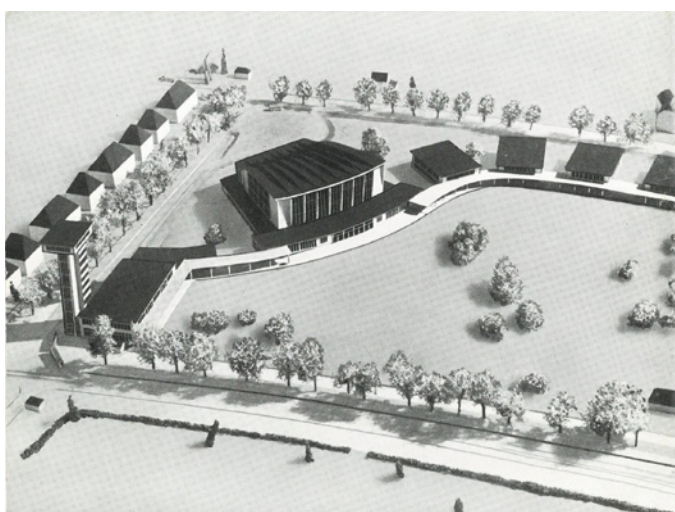
Freiburg ist die südlichste Großstadt Deutschlands. Schwarzwaldromantik, Universität und diverse Betriebe und Behörden locken die Menschen hierher. Kongresse, Musik und Sport haben im lebendigen Freiburg Tradition. Schon im 19. Jahrhundert errichtete man deshalb eine „Kunst- und Festhalle“ am nördlichen Rand der Altstadt. In den 1920er Jahren legte der Architekt und damalige Leiter des städtischen Hochbauamtes Karl Gruber eine Planung vor, die den Bau einer zweiten Veranstaltungshalle im Bereich einer Arbeitersiedlung an der Schwarzwaldstraße bedeutet hätte. Wohl aus wirtschaftlichen Gründen verfolgte man diese Idee nicht weiter. Bald darauf wurde die bestehende Halle des 19. Jahrhunderts im Zweiten Weltkrieg zerstört. Große Teile der Innenstadt lagen in Trümmern. Der erkonservative Architekt Joseph Schlippe, Nachfolger von Karl Gruber im städtischen Hochbauamt, zielte auf einen traditionsbewussten Wiederaufbau ab. Die teils noch mittelalterlichen Parzellen der Altstadt waren ein wichtiger Teil seiner Stadtplanung. So wollten Schlippe und seine Mitarbeiter das überlieferte Stadtbild fortführen, freilich mit einigen Korrekturen nach persönlichen Vorlieben. Dabei hätten Gebäude mit großer Grundfläche gestört, ganz besonders, wenn dafür der Stadtgrundriss modifiziert werden musste. Neue Großbauten, wie sie beispielsweise für die Universität oder die neue Stadthalle benötigt wurden, sollten deshalb außerhalb des Stadtzentrums entstehen.



Freiburg, Stadthalle von Nordwesten 2023 (Bild: Maximilian Kraemer)

Ein Wettbewerb ohne Gewinner

Fast hätte Freiburg schon 1946 eine neue Stadthalle bekommen. Allerdings kam ein Handel, bei dem die Stadt ein kostenloses Baugrundstück und die französische Militärregierung das Gebäude beigesteuert hätten, nicht zustande, weil es Unstimmigkeiten bei der Auswahl des Standorts gab. Die Militärregierung bevorzugte einen zentralen Standort, was die Stadt ablehnte. Schließlich wurde 1953 ein Ideenwettbewerb ausgelobt, der den Bau einer Stadthalle am (heutigen alten) Messplatz vorsah. Ein Freiburger Gemeinderatsmitglied, der Bauingenieur Albert Maria Lehr, fertigte etwa zeitgleich einen Entwurf für die neue Stadthalle an. Diesen Entwurf soll Lehr dem Oberbürgermeister persönlich als Modell übergeben haben. Das Preisgericht des Wettbewerbs kam zu dem Ergebnis, dass keiner der eingereichten Entwürfe zur Ausführung kommen sollte. Aus Kostengründen schienen sie schlicht unrealistisch zu sein. Ratsmitglied Lehr wurde mit der weiteren Planung der Stadthalle beauftragt. Er entwickelte im Frühjahr 1954 eine bandartige Bebauung am Rande des Messplatzes, die mit einem Messeturm im Nordosten beginnen sollte. An den



Freiburg, Stadthalle, Entwurfsplanung in der Broschüre zur Eröffnung 1954 (Scan: Archiv Stadt Freiburg)

Turm schlossen sich die Stadthalle und weitere kleinere, pavillonartige Hallen an, die von einem flach gedeckten Gang verbunden werden sollten. Realisiert wurde davon allerdings lediglich die Stadthalle selbst. In der Berichterstattung der Lokalpresse wurde die ausgesprochen kurze Bauzeit hervorgehoben. Es dauerte keine sechs Monate, bis die erste Veranstaltung im September 1954 die Stadthalle eröffnete.

Ein Ingenieurbau macht das Rennen

Dass es so schnell ging, hängt mit der Bauweise zusammen. Nur das Kellergeschoss, die Kellerdecke und die Treppen wurden in Stahlbeton ausgeführt. Die aufgehende Konstruktion wurde dagegen konsequent aus genietetem und geschweißtem Stahl errichtet. Acht aus der Gebäudehülle hervorspringende Fachwerkbinder gliedern die großzügig verglaste Westfassade. Das filigrane Stahlskelett wurde verkleidet und wirkt dadurch deutlich massiver. Der Haupteingang und die großzügig verglaste Schauffassade orientieren sich nach Westen zum Messplatz. Eingeschossige Anbauten unter Flachdächern umgeben und erschließen die Stadthalle. Auch sie sind großzügig verglast und dokumentieren mit ihren papierdünnen Dachüberständen sowohl architektonische Gestaltungsmittel als auch Material- und Sparzwänge der frühen Nachkriegszeit in der Bundesrepublik. Das Dach fällt nach Osten hin ab und ist dabei leicht tonnenartig gerundet. Die architektonische Gestaltung verweist bei genauerem Hinsehen durchaus auch auf Traditionelles. An der Westfassade mit betonten Bindern und hochrechteckigen Fensterbahnen lässt sich die bei Gebäuden der 1950er Jahre häufig erkennbare Suche nach einer zeitgemäßen Form ablesen. Klassische Proportionen



Freiburg, Stadthalle von Südosten 2023
(Bild: Maximilian Kraemer)



Freiburg, Stadthalle, Detail Vorhalle von Norden
(Bild: Maximilian Kraemer)

und Motive wurden mit einem zeittypischen trapezförmigen Grundriss und einer ungewöhnlichen Dachform kombiniert.

Über das eingeschossige Foyer betritt man das Innere der Stadthalle. Dort fallen die figürlichen Szenen des lokalen Bildhauers Karl Rißler auf, die in den Betonsockel der Fachwerkbinder eingeschnitten wurden. Eine Szene zeigt zwei Figuren, die mit einem Ball spielen. Eine andere Szene stellt zwei Personen mit Degen beim Fechten dar. Der Boden des Foyers ist mit Bruchsteinplatten belegt. Über das Foyer gelangt man in den Hauptsaal, der mit einer Empore ausgestattet ist. Die Decke des Saals war aus akustischen Gründen

mit einer Holzdecke verkleidet, die wellenförmig zwischen den Fachwerkbindern abgehängt war. Unter der Empore des Hauptsaals wurde ein Konferenzraum eingerichtet. Im Osten befand sich die Bühne, unter der ein Restaurant eingerichtet wurde.

Es grünt so grün ...

Die weitläufigen Freiflächen legte man zeitgleich mit dem Bau an. In Fotos der Stadthalle aus der Einweihungsbroschüre wurde die kantige Konstruktion in bewussten Kontrast mit den dahinter sanft ansteigenden, bewaldeten Hängen des Schwarzwalds gesetzt. Nach Osten setzte sich das Grün in Blumenrabatten und Rasenflächen fort. Heute lugt die Stadthalle fast schüchtern zwischen riesigen Platanen hervor und man kann sich nur noch mit etwas Fantasie vorstellen, wie eindrucksvoll die Szenerie Mitte der 1950er Jahre auf die kriegsgebeutelte Bürgerschaft gewirkt haben muss, wenn diese aus der noch im Aufbau befindlichen Altstadt zum Messplatz gingen.

Über viele Jahrzehnte fanden in der Stadthalle allerhand Veranstaltungen statt, die etwas Welt-

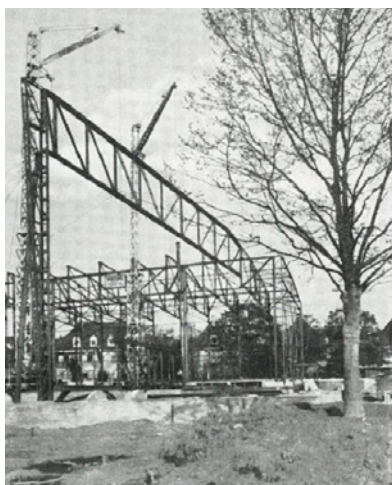


Freiburg, Stadthalle während der Zwischennutzung als Universitätsbibliothek 2011 (Bild: Andreas Schwarzkopf, CC BY-SA 3.0)

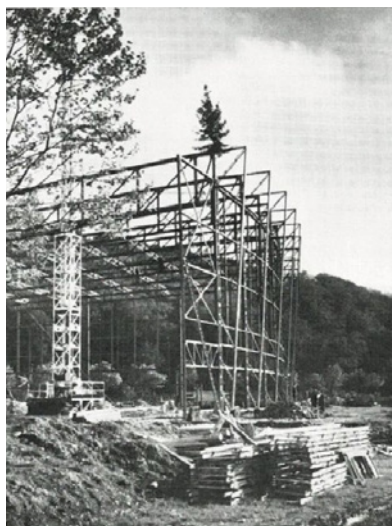


Freiburg, Vorfeld der Stadthalle 2023
(Bild: Maximilian Kraemer)

Freiburg, Skelett der Stadthalle, Auszug
aus der Broschüre zur Eröffnung 1954
(Scan: Archiv Stadt Freiburg)



Der erste
Hauptdachbinder
wird aufgezogen,
Mitte Mai



Der Hauptbaukörper
war Ende Mai fertig
montiert.

stadtflair ins beschauliche Freiburg brachten. Dazu zählten insbesondere die Konzerte, die zum Beispiel die Berliner Philharmoniker unter Herbert von Karajan in der Stadthalle spielten. In den 2000er Jahren entschloss man sich ein neues Messeareal im Westen Freiburgs zu bauen und nutzte die Stadthalle verschiedentlich anderweitig. Verschiedene Umnutzungen gingen auch mit baulichen Veränderungen im Inneren einher. Derzeit ist die Stadthalle wegen baulicher Mängel gesperrt und wird eingehend statisch untersucht. Wie es in Zukunft mit dem seit 2009 als Baudenkmal verzeichneten Gebäude weitergehen könnte, ist noch unklar.

Literatur und Quellen

„Die neue Stadthalle, Herr Professor!“ in: Badische Zeitung (BZ), 06. September 2021.

Begründung der Denkmaleigenschaft, Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg.

Schalten und Walten der Hausfrau, 28. September 1960, SWR Retro – Abendschau, SWR.

FOTOSTRECKE: Die Topmodels unter den Kulturhäusern

Zusammengestellt von moderneREGIONAL

Ob Ost oder West: Stadthallen und Kulturpaläste sollten etwas her machen, wurden stets als Visitenkarten der jeweiligen Städte gesehen. Und waren immer Ausdruck der Architekturmode und der gesellschaftlichen Ideale ihrer Zeit. Gerade in den Klein- und Mittelstädten der BRD finden sich wahre Perlen: Zwischen 1975 und 1995 gab es hier noch einmal eine Blütezeit der Kulturbauten. Doch die DDR-Kulturhäuser mit ihrer stilistischen Vielfalt zwischen Neoklassizismus und Spätmoderne mussten sich hinter ihrer West-Verwandtschaft nie verstecken. Mitunter wurde dort auch besser und kreativer gebaut – je nach dem, wie der politische Wind gerade wehte. Wir zeigen Ihnen unsere zehn Lieblingshallen (auch als Reisetipp zu verstehen). Natürlich sind sie nach total objektiven Gesichtspunkten gewählt! Und es kann sein, dass wir schon in Bälde zehn neue Favoriten haben. Denn es gibt so viele Hallen, die wir noch gar nicht kennen ...



STADTHALLE HOCKENHEIM (1991):

In den 1990er Jahren boomte der Hockenheimring, und auch die Stadt Hockenheim spendierte sich im Zuge der 1985-99 erfolgten City-Sanierung einige feine postmoderne öffentliche Bauten. Dazu zählt insbesondere die Stadthalle – nur echt mit Zipfel!

(Bild: AnRo0002, CCO)

WESER-EMS-HALLE OLDENBURG (1954):

Eigentlich sollte sie eine Viehauktionshalle werden, die Eröffnung war im September 1954. Bald sollten allerhand Veranstaltungen hier stattfinden, und so wurde sie um eine ganze Reihe größerer Hallen erweitert. Das Entree des zum Messegelände gewachsenen Komplexes bildet immer noch der kühn geschwungene Wirtschaftswunder-Bau, heute unterm Namen Kongresshalle.

Noch, denn er ist abrissegefährdet!

(Bild: Anaconda74, CCO)





LAUSITZHALLE HOYERSWERDA (1977-85): Nicht nur für Fans von Andy Borg ist der Spätmoderne-Bau in "Hoywoy" ein Genuss. Bis 1992 hieß er Haus der Berg- und Energiearbeiter und war das Kulturhaus des Gaskombinats Schwarze Pumpe. Das Projekt wurde als "Schwarzinvestition" außerhalb der volkswirtschaftlichen Gesamtplanung und Bilanzierung realisiert, so kam es zur außergewöhnlich langen Bauzeit.
(Bild: SeptemberWoman, CC BY-SA 3.0)

KULTUR- UND KONGRESSCENTRUM ROSENHEIM (1982): Der kulturelle Mittelpunkt des Alpenvorlands? Vielleicht schon, das KU'KO bietet jedenfalls Halle, Säale, Büroräume und alles, was das Veranstalterherz begehrt. Und wenn Sie die Augen ganz fest zusammenkneifen, erkennen Sie am dritten Fenster von rechts Stefan Derrick und Harry Klein... Außenansicht mit Haupteingang (Bild: Tdema, CC0)



STADTHALLE MEMMINGEN (1983/84): Die Gemeinde selbst bewirbt den Standort dieses Dach-Kunstwerks als "im Herzen der Altstadt". Das hinreißende Balkenmikado setzt sich im Inneren fort, und wir hoffen, dass sich auf ewig kein Holzwurm ins Allgäu verirren möge.
(Bild: Dguendel, CC BY 3.0)



STADTHALLE CHEMNITZ (1969-74): Das damalige Karl-Marx-Stadt war auf dem Weg zur sozialistischen Metropole. Die stylische Halle mit dem angeschlossenen Hotel erinnert an die großen Zeiten – mit eigener Größe: Der ganze Komplex ist mit geradezu begnadeter baubezogener Kunst dekoriert, weit hinaus über die Formsteine. Außerdem verfügt die Halle über eine eigene Orgel!
(Bild: Reinhard Höll, Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0)



KULTURHAUS EICHSFELD HEILIGENSTADT

(1960-64): Die letzten neoklassizistischen Kulturtempel waren gerade erst eingeweiht, als das topmoderne "Kreiskulturhaus Dr. Theo Neubauer" errichtet wurde. Neben den unmittelbaren Vorgängern wirkt es wie von einem anderen Stern – und ist auch heute noch sehr, sehr ansehnlich. Kein Wunder, es steht bereits seit 1980 unter Denkmalschutz.

(Bild: RossKur, CC BY-SA 4.0)



STADTHALLE BIELEFELD (1990): Es durfte groß werden, und so hat die Stadt Bielefeld das Büro Gerkan, Marg und Partner engagiert, um eine Multifunktionshalle in bester Lage direkt am Hauptbahnhof zu errichten. Es durfte im Detail ruhig ein bisschen überkandidelt werden, und das wurde auf höchstem Niveauerreicht. Man kann nach 33 Jahren noch immer über den gestalterischen Mut staunen, den Stadtverwaltungen einst aufbrachten. (Bild: Presse Stadthalle Bielefeld, CC BY-SA 3.0)



CHEMNITZ, KULTURPALAST RABENSTEIN

(1949-51): Zweimal Chemnitz, ist das fair? Nun ja, wie gesagt, diese Auswahl ist streng objektiv... Das Kulturhaus der Wismut AG ist der erste nach sowjetischen Vorbild gebaute Kulturpalast der DDR – und wurde als solcher bereits 1967 wieder geschlossen. Die moderne Stadthalle (siehe oben) brachte mehr internationales Flair.

(Bild: Kolossos, CC BY-SA 3.0)



STADTHAUS RHEINBERG (1979-81): Rathaus und Stadthalle in einem – das ist bis heute eine beliebte Kombination. So kunstvoll wie in Rheinberg wurde sie freilich selten umgesetzt. Der Entwurf des (fast noch) Prä-Pomo-Baus stammt von Gottfried Böhm. (Bild: Carschten, CC BY-SA 4.0)

INTERVIEW: „Denkmalwürdig, aber nicht denkmalgeschützt“

SSP Architekten Ingenieure und soll sasse architekten BDA über die Sanierung der Stadthalle Göttingen

Rund 55 Jahre hat die am 1. September 1964 errichtete Stadthalle Göttingen als Veranstaltungsort gedient. Entworfen hat sie der Architekt Rainer Schell (1917–2000). Der Meisterschüler von Egon Eiermann zeichnet auch für das Wilhelm Morgner Museum Soest (1961–1962), das Rheinische Landesmuseum Bonn (1965–1967) und mehrere evangelische Kirchen im Großraum Rhein-Main verantwortlich. Der konsequent modern gestalteten Göttinger Halle wurde einst durchaus mit Skepsis begegnet. Dafür sorgte auch das im Außenbereich angebrachte Bronze-Relief „Die Stadt“, ein Werk des Braunschweiger Bildhauers Jürgen Weber (1928–2007). Die Darstellung der Menschen – nackt und sexualisiert – wurde seinerzeit von Kritikern als zu drastisch empfunden. Über die Jahrzehnte hinweg hat man sich mit der Halle und ihrer baubezogenen Kunst indes angefreundet. Der gelegentlich angewandte Spitzname „Kachelofen“ ist eher liebevoll denn spöttisch gemeint, das 2019 demontierte Relief wird auch in Zukunft wieder an der Fassade zu sehen sein.

Seit Beginn der 2010er Jahre wurde über die Zukunft des Stahlbeton-Baus diskutiert, auch ein Abriss stand lange Zeit im Raum, ehe die Entscheidung für die Sanierung fiel: Ende 2018 wurde die Stadthalle vorerst geschlossen, kurz darauf fand ein Flohmarkt statt, auf dem große Teile des Inventars verkauft wurden, ehe die Bauarbeiten starteten – mitten hinein in große, unerwartete Krisen und ihren Folgen: die Corona-Pandemie und der Krieg in der Ukraine. Am Ende wird die neue

alte Stadthalle auch krisenbedingt etwa 43,5 Millionen Euro gekostet haben. Das Dortmunder Büro soll sasse architekten BDA hat die Neugestaltung der Fassade und der Anbauten übernommen. Der Kooperationspartner SSP Architekten Ingenieure (Bochum) gestaltet Innenräume, Foyer und Saal neu. Obwohl nicht denkmalgeschützt, hat der Bau auch seine zwischenzeitlich demontierte Keramik-Fassade (nun vorgehängt) wieder erhalten. Daniel Bartetzko (mR) sprach mit Matthias Kraemer (SSP) sowie Inga Soll und Heiko Sasse (soll sasse) über Bauen in der Krise, klimagerechte Vorgehensweisen und den Respekt vor stadtbildprägenden Gebäuden.



*Göttingen, Stadthalle nach Sanierung
(Visualisierung: SSP Architekten Ingenieure)*



Göttingen, Stadthalle 2009 (Bild: Kresspahl, CC BY-SA 3.0)

moderneREGIONAL: Allgemein werden öffentliche Gebäude der 1950er-1980er Jahre gerne als kaum sanierungsfähige, asbestverseuchte "Problembären" dargestellt. Die Stadthalle Göttingen hat fast 60 Jahre als Veranstaltungsbau funktioniert. Ist sie eine Ausnahme, weist sie besondere Qualitäten auf – oder wird über die Hallen jener Ära zu schnell der Stab gebrochen?

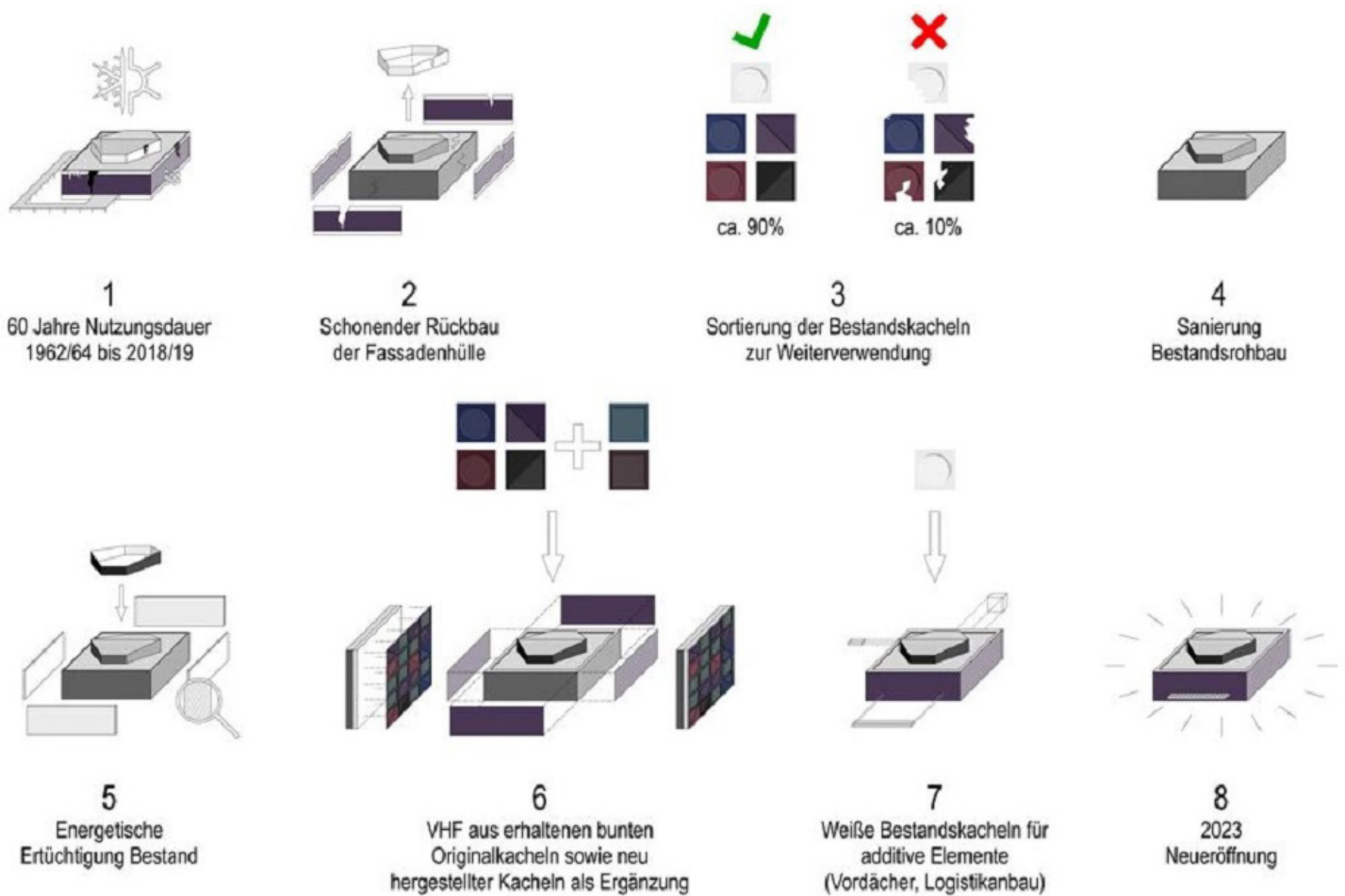
soll sasse architekten BDA: Die negative öffentliche Wahrnehmung der Bauten aus der Nachkriegszeit ist wirklich ein Problem. Es werden immer noch zu viele Bestandsbauten sorglos abgerissen. Der entstehende Müll und die zu erzeugende Energie sind ein Teil des Problems, ein weiteres, dass bereits aufgewendete Energie zur Errichtung der Gebäude (sog. Graue Energie) ebenso in die negative Bilanz einzurechnen ist. Bleibt der Bestand stehen, wird diese Graue Energie nicht noch zusätzlich verbraucht. Was zudem oft völlig ignoriert wird, ist die soziokulturelle Bedeutung von Bestandsgebäuden, sind diese doch oftmals identitätsstiftende Bauwerke für Generationen. Diese Identitäts-Qualität liegt sicher auch zu einem gewissen Teil in der Ästhetik was die Gestaltung und Materialität der alten Gebäude betrifft. Die Stadthalle Göttingen ist hierfür ein sehr gutes Beispiel. Für uns galt es, ihre Qualität zu bewahren und weiterzuführen. So entstand das prämierte Konzept zur Fassadenneugestaltung (Wettbewerb, erster Preis 2018).

SSP AG: Die Bestandsbauten aus dieser Zeit haben ihre Tücken, was deren Substanz und die möglichen Schadstoffe anbelangt. Das klein zu reden wäre falsch. Gleichwohl gibt es hier keine pauschale Antwort bezüglich der Bauten aus der angesprochenen Zeit. Es gibt hier alles: von guter Bausubstanz bis hin zu einer Ansammlung unglücklicher Voraussetzungen. Hier in diesem Fall stand eindeutig die Betonsanierung im Mittelpunkt. Sie waren umfangreicher, als es die Stichprobenuntersuchung im Vorfeld des Bauvorhabens prognostizierte. Eine gründliche Voruntersuchung mit einer Vielzahl von Untersuchungspunkten wäre bei dieser Art von Gebäuden angeraten. Das findet jedoch oft nicht statt, weil bis zum letzten Tag vor der Bauphase die Nutzung des Gebäudes gewünscht wird.



Göttingen, Stadthalle am Albaniplatz während des Umbaus im Sommer 2020
(Bild: GeorgDerReisende, CC BY-SA 4.0)

mR: Die Sanierung startete 2018, Anfang 2024 wird die Stadthalle wiedereröffnet. In die Bauphase fielen die Corona-Pandemie und der Ukraine-Krieg, verbunden mit teils inflationären Preissteigerungen in vielen Bereichen. Wie schwierig war es, mit diesen außergewöhnlichen Schwierigkeiten und der Preissteigerung umzugehen?



Göttingen, Stadthalle Konzept (Piktogramm soll sasse architekten)

SSP: Das war zugegebenermaßen sehr herausfordernd. Dies gleich aus mehreren Gründen: Zum einen starteten wir in eine Vergabe- und Bauphase mit stark steigenden Baupreisen, also die Angebots- und Nachfrageseite verschob sich zu Ungunsten des Auftraggebers, als auch die Lieferzeiten von Bauprodukten/-elementen nach Beginn des Ukraine-Kriegs waren zum Teil unkalkulierbar. Damit auch die Kosten- und Terminplanung. Zu guter Letzt, nicht unwichtig, leiden die Firmen zunehmend unter dem Arbeitskräftemangel, was vorgenannte Auswirkungen verschärft. Immer wieder mussten wir, Auftraggeber, Architekten und Ingenieure, Gespräche mit den Firmen suchen, um überhaupt gangbare Wege zu finden.

soll sasse: Wir können uns glücklich schätzen, dass wir dem Büro SSP AG einen erfahrenen Partner für die hinteren Leistungsphasen (LPH 6 bis 9) an der Seite hatten. So konnten wir uns ganz

auf unsere Stärken, den Entwurf und die Ausführungsplanung, konzentrieren. Aber ein Beispiel wollen wir noch nennen, das u. U. Vorbildcharakter hat: Die Stadt Göttingen hat – nach der Anmeldung von zu erwartenden Mehrkosten wegen der fast wöchentlichen Preissteigerungen – sämtliche Stahltüren weit im Voraus bestellt und bis zur Montage eingelagert. So konnten zumindest diese Mehrkosten abgedeckt werden.

mR: Ihre Büros sind mit der Sanierung von Bestandsbauten vertraut. Liegt in derartigen Projekten die Zukunft des klimagerechten Bauens? Könnte es bei derart umfangreichen Sanierungen bei geschützten Bauten Diskussionen mit den Denkmalämtern geben?

soll sasse: Die Halle ist zwar denkmalwürdig, aber nicht denkmalgeschützt. Insofern hatten wir hier keine Anknüpfungspunkte mit der Denkmalbehörde. Es wurden aber die Erben des Ursprungs-

architekten, Rainer Schell, in den Gestaltungsprozess im Rahmen des Wettbewerbs zur Neugestaltung der Fassaden eingebunden. Sie sprachen sich deutlich für unseren Beitrag aus, da dieser die Ursprungsgestaltung nicht negierte, sondern aufgriff und neu interpretierte: Die einzigartige Fassadenbekleidung aus dreidimensionalen keramischen Kacheln wurde behutsam demontiert, gereinigt und zur Wiederverwendung gelagert. Auf Grund von Größenänderung durch die energetische Sanierung und gestalterischen Entscheidungen (weiße Kacheln nur für additive Elemente), mussten ergänzend neue Kacheln produziert werden. Die Neugestaltung der Fassade ergänzt das bestehende Vokabular, unter Verwendung zweier neuer Kachelfarben mit nur einer Reliefgeometrie (Quadrat). Die neue Komposition erzeugt ein differenziertes Erscheinungsbild mit Flächenwirkung von Weitem und heterogenem Farbspiel aus der Nähe. Der südliche Ersatzneubau präsentiert sich als Stadterrasse mit Blick auf den Cheltenham-Park und den Albaniplatz. Aus unserer Sicht ist dieser klimagerechte Umgang mit dem Bestand beispielhaft. Das Bewahren der Bestandsgebäude, und im besten Fall Ihrer Qualitäten, ist ganz sicher die Zukunft des Bauens.

SSP AG: Das Wichtigste nach der Gebäudeanalyse ist die Aufstellung von Sanierungskonzepten und deren dabei zugrunde liegenden Ideen sowie der ausführlichen Durchsprache mit allen am Bauvorhaben Beteiligten. Hier gilt es, dem bereits erstellten Gebäude mit Achtung und Respekt zu begegnen sowie den Kern der Eigenschaften und Ausprägungen zu erforschen und zu erkennen. Im Gebäudeinnern war es der Saal und die umliegende Foyer-Situation. Bei Letzterem gefiel uns die skulpturale Erscheinung, die wir weitgehend erhalten haben. Dazu kam eine leichte

Aufhellung, eine veränderte Saal-Außenwand aus Holz, die auch die neue innere Struktur des Saal wiedergibt, und eine einladende Beleuchtung, die mehrere Lichtatmosphären abbilden kann. Das Herzstück der Planung und Umsetzung war der Saal, die Saalnutzung, bei der es ja in der Stadthalle geht. Hier wird deutlich von einer 1:1-Sanierung abgewichen, um Luftqualität, Akustik, Beleuchtung mit verschiedenen bzw. mit unserer in Europa einzigartigen verfahrenbaren LED-Lichtdecke unzählig vielen möglichen Stimmungen zu erzeugen. Mit Hilfe der vielen möglichen Einstellungen der Decken-Elemente bezüglich Höhe, Neigungswinkel und Lichteinstellungen sind wir dem Ziel des „Alleskönner-Saals“ sehr nahe gekommen. Das ist eine neue und gute Voraussetzung für die verschiedensten Veranstaltungsarten, die der Saal in Zukunft gleichermaßen meistern soll: das klassische Konzert, die Konferenz, die Messe, Konzerte für Pop, Rock und Jazz sowie viele weitere Nutzungsarten. Die Innenverkleidungen und die Haustechnik wurden komplett erneuert. Nutzungsqualität und Energieeffizienz verkörperten wichtige Gebäudeziele. Insgesamt stand im Zentrum unserer Überlegungen, möglichst viel von der Bausubstanz zu erhalten. Durch diese Vorgehensweise wurde der CO₂-Fußabdruck des Gebäudes klein gehalten. Das unterstützten auch unser Auftraggeber und die das Projekt begleitende Politik.



Göttingen, Stadthalle, Südwest-Ansicht 2023
(Bild: Eberhard Sasse, Schwerte)

mR: Rainer Schell, der ursprüngliche Architekt der Stadthalle, hat in seiner Karriere noch das Wilhelm-Morgner-Museum in Soest, etliche Kirchen im Rhein-Main-Gebiet und 1974 in Dillenburg noch einmal eine Stadthalle entworfen (die derzeit ebenfalls auf Sanierung wartet). Ist es eine besondere Herausforderung, das Werk eines hochrangigen Kollegen zu restaurieren oder spielt dieser Gedanke an den Ursprungplaner eine untergeordnete Rolle?

soll sasse: Grundsätzlich macht es für uns keinen Unterschied, ob der Ursprungsarchitekt bekannt oder unbekannt ist. Wir beschäftigen uns immer mit dem Vorgefundenen. Je bekannter der Urheber ist, desto leichter kommen wir allerdings z. B. an Sekundärliteratur und können uns tiefer mit dem Werk beschäftigen. Bei Herrn Schell war uns das eine helle Freude, insbesondere durch den Kontakt zu den Erben. Für unseren Entwurf war das Studium von Rainer Schells Oeuvre insofern sehr wichtig, als dass wir die beabsichtigte Ästhetik des Ursprungsentwurfs erkennen, bewahren und weiterführen konnten.

SSP: Wir denken, dass Qualität von Bestandsgebäuden immer zu erkennen ist, wenn sich um



Göttingen, Stadthalle, Probekonzert 2023 (Bild: SSP AG)

eine „gute“ Architektur handelt. So war es auch hier. Wie schon erwähnt, ist die Beschäftigung mit dem Bestand bzw. die Reflexion darüber das Wichtigste. Eine gute Ergänzung ist eine fundierte baugeschichtliche Kenntnis, Erfahrung mit dem Umgang mit Bestandsgebäuden sowie das Wissen um Baustoffe und deren Verhalten im Laufe der Zeit. Es belebte unsere Arbeit, sich auch mit dem Entwurfsverfasser zu beschäftigen. Insgesamt kann gesagt werden, gerade in der Zeit, in der wir leben und vermehrt über „Bauwende“ und „Nachhaltigkeit“ sprechen, dass es als Architekt und Ingenieur ungeheuren Spaß macht, Bestandsgebäude zu transformieren und in eine neue Zukunft zu begleiten.

Das Interview führte Daniel Bartetzko.

BEST OF 90s: Kulturzentrum in Puchheim

von Karin Berkemann

Eine Dachhaut, die das lichte Innenleben durchschimmern lässt – diese Idee hatte es dem Gemeinderat angetan. Damit konnte der Münchener Architekt Peter Lanz 1994 den Wettbewerb um das neue Puchheimer Bürgerhaus und Kulturzentrum, an dem insgesamt 64 seiner Berufskolleg:innen teilgenommen hatten, für sich entscheiden. Wie eine transluzente Membran wollte er ein Gewebe über einen langgestreckten Veranstaltungssaal ziehen. Am Ende war sein Konzept den bayrischen Behörden dann doch zu gewagt. Die hörbaren Geräuschen und die durchscheinende Helligkeit könnte nach 22 Uhr die Nachbarschaft stören, so die Einwände der beauftragten Gutachten. Was blieb, war ein zwar opakes, aber nicht minder formvollendetes Dach, das Peter Lanz wie ein geblähtes Segel über dem Kulturzentrum Puchheim aufspannte.



Puchheim, Kulturzentrum, Ostseite zur Grünfläche hin (Foto: : Bernhard Friese für Lanz Architekten)

BAU: Kulturzentrum

ADRESSE: Oskar-Maria-Graf-Straße 2,
82178 Puchheim

BAUZEIT: 1997–1999

MITWIRKENDE: Lanz Architekten und
Ingenieure (LAI, Peter Lanz mit Benno Bauer)
(Architektur); Mayr, Ludescher und Partner
(Tragwerksplanung)

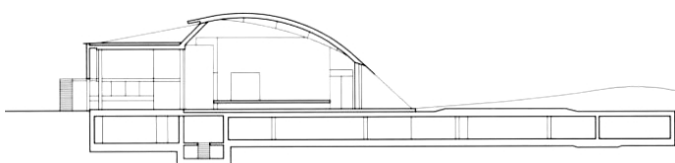
PREIS: 1999, Internationaler Techtexil-Preis der
Messe Frankfurt; 2000, Balthasar-Neumann-
Preis (engere Wahl)



*Puchheim, Kulturzentrum, Westseite zur
Auferstehungskirche hin (Foto: Bernhard Friese für Lanz
Architekten)*

ZWEI SEITEN

Südwestlich der Puchheimer Altstadt, wo die
Maria-Graf-Straße auf die Allinger Straße trifft,
erstreckt sich das Kulturzentrum auf einem
längsrechteckigen Grundriss von 60 Metern Länge



Puchheim, Kulturzentrum (Bild: Schnitt)

und rund 20 Metern Breite. Die Stahlbeton-
konstruktion birgt für insgesamt 800 Menschen
einen Saal, der bei Bedarf in drei Räume unter-
teilbar ist, der zudem über eine Bühne und eine
Empore verfügt. Ergänzt wird das Ensemble um
einen Vorbau mit Foyer, Garderobe, Restaurant,
Büro- und Veranstaltungsräumen. Die Kernzone
umfasst die notwendige Infrastruktur von Kühl-
räumen bis zu Aufzügen.

Die beiden Längsseiten des Kulturzentrums re-
agieren jeweils auf ihre Nachbarschaft: Nach
Westen, zur Maria-Graf-Straße und zur gegen-
überliegenden evangelisch-lutherischen Auf-
erstehungskirche hin, zeigt der Bau eine senk-
recht aufgehende Fassade aus Glas- und Lärchen-
holz-Oberflächen. Dem gegenüber öffnet sich das
Kulturzentrum nach Osten, zur angrenzenden
Grünfläche hin, in einer gläsernen Front. Hier
gehen die Wölbungen der Dachmembran organ-
isch in ein wellenförmiges Gelände über, das
unter sich eine Tiefgarage mit rund 70 Stell-
plätzen birgt.

PETER LANZ UND CO.

Die das Kulturzentrum prägende Dachhaut liegt
auf acht, sich nach oben spreizenden Binder-Paa-



*Puchheim, Kulturzentrum, Saal (Foto: Bernhard Friese für
Lanz Architekten)*

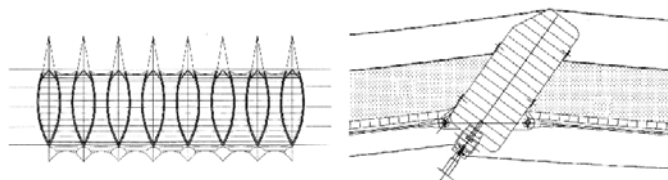
ren aus Brettschichtholz. Selbst wenn die Membran satte 1000 Quadratmeter überdacht und rund eine Tonne schwer ist, fällt dies statisch kaum ins Gewicht. Denn das Gewebe ist auf Zug gespannt, sodass darunter nur schlanke Stützen notwendig sind. Auch die Wände haben meist keine tragende Funktion. Der Bau ist an das kommunale Fernwärmenetz angeschlossen und mit einer Fußbodenheizung ausgestattet.

Als Bauherrin trat die Kommune auf, die den Architekten Peter Lanz (* 1930) mit dem Kulturzentrum beauftragte. Der gebürtige Berliner hatte nach Kriegsende in München Architektur studiert. Zunächst arbeitete er bei Peter Ruf an der dortigen Technischen Universität, um 1958 sein eigenes Büro in der bayerischen Landeshauptstadt zu gründen. Bereits 1972 machte er mit dem „Restaurant Süd“ im Rahmen der Olympischen Spiele in München einen Namen gemacht. Für das Kulturzentrum Puchheim wurde Lanz in seinem Büro LAI (Lanz Architekten und Ingenieure) unterstützt durch Benno Bauer als Projektleiter sowie Ralf Dietz, Jörg Pottrick, Egon Tremi und Ralf Wagenblast.

EIN DACH, VIELE SCHICHTEN

Um wärme- und schallgedämmt wirken zu können, setzt sich die Dachhaut aus mehreren Lagen zusammen: Die Außenmembran ist beschichtet mit Polytetrafluorethylen (PTFE, besser bekannt als Teflon). Darunter stellt ein Drahtnetz sicher, dass dieser Dachaufbau hinterlüftet werden kann. Es folgen eine Mineralfaserdämmung und eine Dampfsperre auf Distanzgewebe mit einer schalldämpfenden Quarzsandfüllung. Danach sorgt ein Seilnetz für die Stabilität der Binder. Und zuletzt schließt eine – wieder PTFE-beschichtete – Membran die Dachhaut nach innen ab. Schon 1999 erhielt diese ambitionierte Konstruktion

den Internationalen Tectextil-Preis der Messe Frankfurt. Heute wird die gewölbeähnliche Dachmembran gerne durch Lichteffekte besonders in Szene gesetzt.



Puchheim, Kulturzentrum, Aufsicht (links) und Schnitt durch das Gewebe (von oben nach unten): 1) Außenmembran (PTFE-beschichtetes Glasfasergewebe); 2) Drahtnetz; 3) Mineralfaserdämmung; 4) Dampfsperre und Distanzgewebe mit Quarzsand-Dämmung; 5) Seilnetz; 6) Innenmembran (PTFE-beschichtetes Glasfasergewebe)



Puchheim, Kulturzentrum, Aufgang ins Obergeschoss (Foto: Bernhard Frieze für Lanz Architekten)



Puchheim, Kulturzentrum, Westseite (Bild: Puchheimer Kulturzentrum PUC © Oliver Jaist, 2016)



Puchheim, Kulturzentrum, Verankerung der Spannseile (Foto: Bernhard Friese für Lanz Architekten)



Puchheim, Kulturzentrum, illuminierte Ostseite (Bild: Puchheimer Kulturzentrum PUC © Oliver Jaist, 2016)



Puchheim, Kulturzentrum, Westseite (Bild: Puchheimer Kulturzentrum PUC © Oliver Jaist, 2016)



Puchheim, Kulturzentrum, illuminierte Ostseite (Bild: Puchheimer Kulturzentrum PUC © Oliver Jaist, 2016)

Literatur und Links

Capol, Jan, Das gewobene Gewölbe. Puchheim/München. Bauen mit Textilien, in: Hochparterre 13, 2000, 1/2, S. 46–47.

Kulturzentrum, Puchheim, in: Hausladen, Gerhard (Hg.), Innovative Gebäude-, Technik- und Energiekonzepte, München 2001, S. 132–141.

Bauporträt auf der Website des Ingenieurbüros Mayr, Ludescher und Partner.

Bauporträt auf der Website des Puchheimer Kulturzentrums (PUC).

Bauporträt auf der Webseite des Büros Lanz Architekten.

Zu den Bildrechten nach Creative Commons informieren Sie sich bitte online über die entsprechenden Bestimmungen.

IMPRESSUM

REDAKTION: Daniel Bartetzko

LAYOUT: Tamara Walter

TITELMOTIV: Hattersheim, Stadthalle Foyer und Rotunde (Bild: Thomas Ott)

HERAUSGEBER:INNEN: Daniel Bartetzko, Karin Berkemann

ONLINEVERSION DES HEFTS:

<https://www.moderne-regional.de/kulturhaeuser-23-3/>

ISSN (ONLINE): 2365-0370

HBZ-ID: HT018260134

ZDB-ID: 1050988183

LETZTE ÄNDERUNGEN AM DOKUMENT:

14. August 2023

Die Urheberrechte für die Beiträge liegen jeweils bei den Autor:innen, die Rechte für die Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben. Es gelten die Ausführungen des Impressums von moderneREGIONAL: www.moderne-regional.de/impressum/.

moderneREGIONAL gUG (haftungsbeschränkt), c/o Dr. Karin Berkemann, Frankenallee 134, 60326 Frankfurt am Main, 0179/7868261, k.berkemann@moderne-regional.de, www.moderne-regional.de